rm. 87 cd- 1

<36613304890017

<36613304890017

Bayer. Staatsbibliothek

5291.456

Staatswirthschaft

von

Christ. Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Königsberger Universität.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimen Ober-Finanzrathe und Curator der Königl. Universität.

Erster Theil.

Neue unveränderte wohlfeilere Ausgabe.

Breslau,
bei S. Schletter.
1837.

Die erste Auflage dieses Werkes ist in den Leipziger, Jenaischen, Götting'schen und Halleschen Litteraturzeitungen von 1808—12, eben so wie in andern gleichzeitigen litterarischen Zeitschriften, sehr günstig recensirt. Weber beurtheilt die Kraus'sche Staatswirthschaft in seiner Encyclopädie der Staatswissenschaften mit zwei Worten:

Vortrefflich und gründlich.

Ueber den mächtigen Einfluß der Staatswirthschaftslehre von Kraus auf den preußischen Staatshaushalt, siehe Hüllmann's Vorrede zum 5ten Bande.

Die Herabsetzung des früheren Preises von 7 Thlr. 12 Gr. auf Drei Thaler setzt auch den Unbemittelten in den Stand, dieses wichtige Buch anzuschaffen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

07/97/329

Vorbericht.

Da die Geschichte eines Buches viel zu seiner richtigen Beurtheilung beitragen kann, so werden einige Nachrichten über die hier erscheinende Staatswirthschaft wohl nicht überflüßig gefunden werden.

Ihr Verfasser hatte seit vielen Jahren Vorlesungen über die Staatswirthschaft gehalten, deren gute Früchte sich, bei der hin und wieder davon gemachten Anwendung so merklich äußerten, daß der

Chef des ostpreußischen Finanzdepartements, Staatsminister Freiherr von Schrötter, es allen Studirenden, die in diesem Fach angestellt zu werden wünschten, zur Pflicht machte, sich durch Krausens Zeugnisse zu legitimiren, daß sie seine Vorlesungen mit Nutzen angehört hätten.

Kraus, der einen natürlichen Hang hatte, alles mögliche zur Beförderung eigener und fremder Kenntnisse beizutragen, wurde nun, obwohl weniger durch jene Anordnung, die seiner Ansicht über Lehr- und Lernfreiheit nicht zusprach, als den selbst ihm, bei dem Besuch von Zuhörern aus allen Ständen, augenscheinlich gewordenen allgemeinen Beifall, so wie durch seines Freundes, des Kriegsraths Scheffner, und mein unabläßiges Zureden aufgemuntert und angetrieben, seine Vorlesungen in ein förmliches Lehrbuch zu verwandeln, das den Liebhabern der staatswirth-

schaftlichen Wissenschaften wenigstens den Gebrauch des Adam Smith erleichtern könnte.

Bei seiner unglaublich weit gehenden Abneigung gegen das Autorwesen konnte er indessen doch lange nicht zu einem festen Entschluß kommen, bis endlich einer seiner Zuhörer auftrat, und sehr fleißig nachgeschriebene Vorlesungen über die Staatswirthschaft dem jetzigen Verleger zum Druck anbot: diesen Umstand benutzten seine Freunde, um ihm vorzustellen, wie es wahre staatsbürgerliche Pflicht sey, dem schwächern Theile seiner Zuhörer dadurch zu helfen, daß er:

ihnen zur Vorbereitung auf den mündlichen Vortrag wenigstens eine ganz richtige Nachschrift in die Hände brächte:

sie des vielen Selbstnachkritzelns überhöbe:

ihnen Muße schaffte, auf das Wort des Professors, der, wenn er ein so recht=schaffener Lehrer ist, wie Kraus es war, jeden Cursus mit neuen Ideen und Erfahrungen bereichert, ungestör=ter Acht zu haben;

besonders aber ihnen auch das Wieder=hohlen und Nachtragen zu Hause er=leichterte;

So ward er endlich bestimmt, seine Hefte genau zu revidiren, zu vervollständigen, und zur allgemeinen Bekanntmachung ge=eigneter zu machen.

Die mit diesem Geschäfte verknüpften Schwierigkeiten überzeugten ihn aber bald, daß dadurch doch nichts zu Stande kom=men würde; was ihn selbst zufrieden stellen könnte; er entschloß sich also zur Ausarbeitung eines Werks über die Staats=wirthschaft, in welches er alles, was im A. Smith für das Vaterland nützlich und

brauchbar wäre, aufzunehmen, und welches er durch das, was eignes Nachdenken, eigne Erfahrung, und Unterhaltung mit verständigen Geschäftsmännern, ihm als anwendbar bestätigt hatten, zu vervollständigen sich vorsetzte. Je weiter er inzwischen in dieser Arbeit vorrückte, je mehr klagte er über die Fesseln, die er sich selbst dadurch, daß er der smithschen Form treu blieb, angelegt hätte, und versicherte, daß dieser Zwang seinem eignen Ideengange eine unnatürliche Richtung gäbe, ihn nicht mit Wohlgefallen an seinem Werke arbeiten, und ihn fühlen ließe, daß er nichts Eminentes leisten würde. Indessen setzte er aus großer Gefälligkeit für das Andringen seiner Freunde und mit der Aussicht, bei Ausarbeitung des angewandten Theils der Staatswirthschaft sich freiern Spielraum verschaffen zu können, seine Arbeit doch fort. Nach Verlauf von ein paar Jahren

hatte er endlich sein Werk bis auf den eben erwähnten Theil beendigt, und sein Manuscript zur Besorgung des Abschreibens nach und nach an mich ausgeliefert. Nun mußte ihm aber, auf sein unwiderstehliches Verlangen, das Manuscript, in welchem er, während der ersten Abschreibung, schon manche bereits ins Reine geschriebene Kapitel wieder ganz umgearbeitet hatte, zur nochmaligen Revision, die er für durchaus nothwendig erklärte, zurückgegeben werden, obgleich seine endlose Unzufriedenheit mit allen seinen Aufsätzen besorgen ließ, daß er diese angeblich noch nöthige Revision, zur Vermeidung des Druckes bei seinem Leben, dem er bei seiner höchstschwächlichen Leibesbeschaffenheit keine lange Dauer versprach, benutzen würde.

Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Besorgniß erwiesen; denn nach seinem Tode fand man das ihm zurückgegebene Exem=

plar, ohne Spur einer von ihm wieder=
hohlten Durchsicht.

Das fünfte Buch, das die Vorlesungs=
hefte über die angewandte Staatswirth=
schaft enthält, und das reichste an eignen,
durch Erfahrung geprüften, und bestätigten
Ideen seyn möchte, macht das Werk voll=
ständig und es wird der Welt gegeben, wie
es vorgefunden worden, doch fest überzeugt,
daß jeder Leser etwas, mancher sehr
vieles daraus werde lernen können, zumal
die von dem Amtsnachfolger des Verstor=
benen, dem Professor Hoffmann, mit vieler
Sorgfalt ausgearbeitete Inhaltsanzeige
seinen Gebrauch sehr erleichtern wird.

Außer Krausens Autorschaftshaß, läßt
sich als Ursache seiner wiederaufgelebten
Abneigung gegen den Druck dieses Werkes,
und der daher unterbliebenen letzten Durch=
sicht desselben, vermuthen, daß ihn, ent=
weder das an vielen Orten merkliche Durch=

schimmern der Heft= und Vorlesungsmanier verdrossen habe: oder daß er Willens gewesen seyn mag, einige smithsche Grundsätze gegen die lauderdalsche Theorie, die ihm vor vollendeter Ausarbeitung seines Werkes nicht bekannt geworden war, zu vertheidigen, indem ihm Lauderdals Angriffe zwar nicht unwichtig, aber doch auch nicht geeignet schienen, die Wahrheit des smithschen Systems wankend zu machen.

Sollte der Styl des Verfassers nicht jedem behagen; so muß ich zur Entschuldigung anführen, daß die Peinlichkeit, mit der Kraus aufs Deutlichwerden, und auf Sachreichthum dachte, ihn oft die schwerfällige Gedrängtheit im Ausdruck, die ihm in seinen mündlichen äußerst lebhaften Vorträgen, durch die er seine Zuhörer an sich fesselte, gar nicht eigen war, übersehen ließ, ob er gleich Say's ächtfranzösische Stylsleichtigkeit fühlte, und diesen fast des=

halb beneidete. Wer wollte aber, bei einem so wichtigen Werke, an einer etwas schweren Schreibart Anstoß nehmen, und sich nicht lieber von einer gedrängten Schreibart zum bessern Nachdenken nöthigen, als von einem leichten Styl zum flüchtigen Lesen verleiten lassen?

Die Vorlesungshefte über die mit diesem Werke verwandte Finanz- und Handlungswissenschaften, so wie über die Landwirthschaft und Technologie, werden von einigen seiner ältern Zöglinge, zu denen er ein besonderes achtungsvolles Vertrauen geäußert, durchgesehen, geordnet, und wenn sie zum Druck geeignet befunden werden sollten, diesem Werke folgen.

Da eine ausführliche Biographie erst der Sammlung vermischter Schriften des Verstorbenen, über welche ihr Vorbericht Auskunft giebt, beigefügt werden kann, so glaube ich diese Vorrede zur Zufriedenheit

der Leser dieses Werkes, die eine nähere Bekanntschaft mit der Persönlichkeit seines Verfassers wünschen, am besten durch Mittheilung zweier kleinen Aufsätze zu beschließen, die seinen Tod in der Königsbergschen und Berlinschen Zeitung bekannt machen.

Der Herausgeber.

Königsberg, den 3. Sept. 1807.

Am 25. August erlitt unsere Stadt und Universität einen schwer zu verschmerzenden Verlust durch den Tod des Professors der praktischen Philosophie und der Staatswirthschaft, Christian Jacob Kraus, eines der geistreichsten, gelehrtesten, gemeinnützigsten und wohlwollendsten Männer. Geboren zu Osterode den 27. July 1753 begann er 1770 seine Studien auf der hiesigen Universität, wo er bald mit Kant in Verbindung kam, so wie er in der Folge dessen Freund und vieljähriger Tischgenosse wurde. Außer diesem und seinem Onkel, dem Kirchenrath Buchholz, hatte noch der verstorbene Johann George Hamann bedeutenden, ihm selbst in beständig gutem und dankbarem Andenken gebliebenen Einfluß auf seine Bildung. Von seinem Plane Theologie zu studieren, ging er früh ab, widmete sich mit beispiellosem Eifer den humanistischen, mathematischen und philosophischen Studien und ward hierauf Hauslehrer, unter andern im Hause des Grafen von Kayserling, wo er

Youngs politische Arithmetik übersetzte, die 1777 mit Anmerkungen gedruckt wurde, welche schon viel von ihm erwarten ließen. 1778 ging er nach Berlin, und zog damals die Aufmerksamkeit des bekannten Ministers von Zedliz auf sich. Von dort begab er sich wieder als Führer eines studirenden Jünglings nach Göttingen, wo Heyne und Schlözer nicht allein seine Lehrer, sondern auch seine Vorbilder wurden, und seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Litteratur und Geschichte gaben, der er sehr getreu blieb. Er promovirte sodann in Halle, und ward 1781 als Professor bei der hiesigen Universität angestellt. Die Summe des Nützlichen und Treflichen, das er auf diesem Standpunkte würkte, läßt sich nicht berechnen. In den ersten Jahren hielt er Vorlesungen über praktische Philosophie und außerdem auch über griechische Schriftsteller, Geschichte und Mathematik, welche letztere sein Lieblingsstudium war. Sein Hörsaal war nicht nur von Jünglingen der angefülleste, sondern ward auch in spätern Jahren von reifern und angesehenen Dienstmännern häufig besucht, besonders als er, den Umfang seiner Würksamkeit enger steckend, sich mehr mit Darstellung und Erweiterung der

Staatswirthschaft beschäftigte. Nicht minder würkte Kraus durch die magische Kraft, die er besaß, jedes Talent, das ihn berührte, jede Lernlust, die sich ihm zeigte, zu wecken, zu spornen, zu lenken, zu begeistern. Wie mancher gute Kopf verdankt ihm Selbsterkenntniß und Fortschritte! Einheimisch fast in jedem Felde menschlichen Wissens und Würkens war er ein ächter Polyhistor, weil er mit allem Gelernten eigenthümlichen Scharfsinn und blühende Einbildungskraft verband; daher sein Vortrag auch so sachreich, so wortkarg, so lebendig, so hinreißend war. Ganz den Wissenschaften, mit fast sträflichem Fleiße, lebend, war er nichts weniger als ungesellig, sondern nützte durch seinen Umgang, den er mehr mit vorzüglichen Geschäftsmännern und ausgezeichneten Mitgliedern gebildeter Stände, als mit Professionsverwandten unterhielt, vielleicht eben soviel als vom Katheder. Auf litterarische Celebrität ging er wahrlich nicht aus; darum ist nur wenig von ihm durch den Druck bekannt geworden: aber auch dieses Wenige, unter dem wir nur die Zugabe zu seiner neuen Uebersetzung von Humens politischen Versuchen (Königsberg 1800.) erwähnen, und wozu einige wichtige Recensio-

nen in der allgemeinen Litteraturzeitung gehören, zeigt die Vielseitigkeit seines Wissens und die Tiefe seines Eindringens. — Sein handschriftlicher Nachlaß ist, nach seinem im Leben oft geäußerten Wunsche, jetzt in den Händen seines innigsten Freundes, des Geheimen Finanzraths v. Auerswald und es werden aus selbigem eine, auf unabläßiges Andringen seiner Freunde, seit einigen Jahren ausgearbeitete Staatswirthschaft, an der er aber, um dem Publikum etwas Vollendetes zu liefern, immer noch mit ängstlicher Sorgfalt feilte, so wie andre staatswirthschaftliche, philosophische und mathematische Aufsätze dem Druck übergeben werden. — Wohlthun und zwar im Stillen, reichlich und nicht auf gemeine Weise, war ihm Bedürfniß des Herzens. Gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit, uneigennützig im höchsten Grad opferte er Kraft und Mühe, wo sie irgend gefordert wurden und er schien erst dann in seinem rechten Wesen zu seyn, wenn er für Andre mit Aufopferung würken konnte. Diesem Enthusiasmus, für fremdes Wohl und fremdes Bedürfniß thätig zu seyn, verdanken Unzählige, Unzähliges. — Was er auch in höhern Würkungskreisen dem Vaterlande zu seyn wünschte, und oft würklich war, wurde

de gewiß nicht durch ihn bekannt, blieb aber weder ganz unbekannt noch unerkannt. Nur die Kabinetsordre unsres Monarchen vom 23. August, durch die Se. Excellenz der Herr Staatsminister von Schrötter den Auftrag erhielt, dem Verstorbenen für sein gründliches Gutachten über einen ihm vorgelegten staatswirthschaftlichen Gegenstand, im Nahmen Sr. Majestät zu danken, ging erst an seinem Todestage ein, um auf seinen Sarg gelegt zu werden. —

Berliner Zeitung vom 10. September 1807. No. 109.

Berl'n vom 10. September.

Einen sehr schmerzhaften Verlust haben die Wissenschaften im Preußischen Staat, und besonders die Universität Königsberg am 25. August erlitten, durch den Tod des dortigen Professors Christian Jacob Kraus. Er gehörte in die Reihe der universellen Geister, wie sein Landsmann und Freund Kant. Diesen übertraf er noch von Seiten der Gelehrsamkeit, und der ausgebreitetesten Sprachkenntniß; seine gründliche ausführliche Rezension des Russischen Glossariums in der alten allgemeinen Litteraturzeitung ist bewunderungswerth. Kraus hatte alle Tiefen der Mathematik und der peculativen Philosophie durchwandert, schien aber sich der scharfsinnigen und feinen Untersuchungen des praktischen Theils, vornehmlich der Moral und der Psychologie, widmen zu wollen, wie seine vortreflichen Dissertationen zeigen. Hierauf wählte dieser große Geist, dem alle Gebiete des Wissens offen standen, wie es scheint aus edlem

Eifer für sein Vaterland und für die Wissenschaft, das Fach der Staatswirthschaft im höhern edlern Sinne dieses Worts. Schon früh, als ein 23jähriger Jüngling, begleitete er seine Uebersetzung von Arth. Youngs Politischer Arithmetik mit Anmerkungen, die einem erfahrnen und denkenden Finanzminister Ehre gemacht haben würden. Er schrieb sehr wenig, weil er seinem selbstgewählten Berufe des Lehrens treu bleiben wollte. Nicht der Schatz gesammelter Kenntnisse, noch der grosse Reichthum eigener Ideen, weder die häufigen Anforderungen seiner Freunde, noch die seltsamen Produkte vorlauten Selbstdünkels und verkehrten Sinnes, die ihm oft Unwillen, oft Lachen erregten, konnten ihn vermögen, die Legion der Schriftsteller zu vermehren. Dafür aber hatte die Jugend den treuesten, bereitwilligsten, vielseitigsten, Führer und Rathgeber an ihm. Sein lichtvoller, sachreicher Vortrag ward auch von Anderen benutzt: die edelsten, angesehnsten Männer der Stadt und des Landes beeiferten sich von ihm zu lernen; die großen, würdigen, bessern Grundsätze der Wissenschaft wurden durch ihn verbreitet, und fanden nach und nach Anwendung. — Vor 20 Jahren entlarvte er einen

betrügerischen Abentheurer, der sich der Religion wegen verfolgt nannte, Freiherrn von Mortczinne; und 1800 lieferte er des scharfsinnigen Hume politische Versuche, mit einer Zugabe. Mit seinem Nahmen sind bloß die zwei lateinischen Abhandlungen, welche er als Magister und Professor schreiben mußte, bezeichnet. Die deutsche Welt hat wohl nur wenig solche Wisser und Denker, wie er war, gehabt, und noch wenigere, die, wie er, um litterarischen Ruhm unbekümmert, ihre große Geistesthätigkeit bloß dahin richteten, nützlich zu seyn. — Ein so erhellter, durch hohe Wissenschaften ausgebildeter Geist, war bei ihm mit dem reinsten Gemüth verbunden, mit einem wahrhaft kindlichen Sinn, mit der schönsten, sanftesten, zartesten Seele. Es leben in unserm Staate überall, und nahmentlich auch in Berlin, Viele, die den edlen Mann mit herzlicher Liebe Freund nannten, u. s. w. Sein Leichenbegängniß war sehr feierlich.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Einleitung. S. 1.

1. Zweck der Staatswirthschaft. das.
   A. Staatswirthschaft im engern Sinne, beabsichtigt der Nation ein reichliches Einkommen zu schaffen; das.
   B. Finanzwissenschaft bezweckt den Staat mit Einkünften zu versorgen. das.
2. Nur erstre soll hier abgehandelt werden. Dabei kommt es darauf an:
   A. den Ursprung und das Wesen des Nationaleinkommens zu entwickeln; 4.
   B. diese Erkenntniß auf die übliche Wirthschaft der Staaten anzuwenden. das.
3. Der Ertrag der Arbeit ist der Fonds, woraus die Nation
   A. ihre Bedürfnisse bestreitet, 5.
   B. Verlag sammelt. 7.
      a. Verlag ist aufgesparter Arbeitsertrag, Naturfonds alles von Arbeit unabhängig vorhandene. 7.
      b. Der Naturfonds kann aber auch nur durch Arbeit benutzt werden; 8.
      c. und der Ertrag dieser Benutzung wird vermehrt durch Verwendung von Verlag. 9.

C. Der Wirthschaftsbetrag ist die Summe des Einkommens und Verbrauchs, 10. die Wirthschaftsbalanz das gegenseitige Verhältniß derselben. 11.

4. Arbeit ist dem Ertrage nach

A. produktiv, wenn sie etwas erzeugt, wodurch die Arbeit bezahlt werden kann: 13.

a. durch Produktion im engern Sinne, nehmlich

aa. entweder durch Gewinnung freiwilliger Naturerzeugnisse, 14.

bb. oder durch künstliche Erzeugung roher Stoffe; 15.

b. durch Fabrikation, indem sie

aa. den Werth des rohen Stoffs erhöht, 16.

bb. die Arbeit der Producenten durch Verschaffung von Werkzeugen erleichtert, 17.

cc. das Interesse zur Produktion durch Vermehrung der Brauchbarkeit der rohen Stoffe erhöht; das.

c. durch Handel, welcher den Nutzungswerth der Produkte erhöht, 17.

aa. unmittelbar für die Konsumenten, 18.

bb. mittelbar für den Producenten und Fabrikanten, indem er ihnen

aaa. die Beschwerde des Tausches abnimmt, 19.

bbb. einen weitern Markt eröffnet, das.

ccc. Unterricht ertheilt durch Vorlegung von Mustern, das.

ddd. Aufmunterung giebt durch Darreichung von Vorschüssen; 20.

B. inproduktiv, wenn sie nichts erzeugt, wodurch Arbeit bezahlt werden kann. 21.

5. Nur produktive Arbeit giebt einen reellen Ertrag, 23. und dieser

A. kommt zu statten

a. als ursprüngliches Einkommen

aa. den Arbeitern, als Arbeitslohn, 26.

bb. den Verlegern, als Verlagsprofit, 26.
cc. den Grundeignern, als Bodenrente; das.
b. als abgeleitetes Einkommen
aa. den Rentenierern, als Zinsen von Darlehnen, 27.
bb. den Besoldeten, als Vergeltung von unproduktiver Arbeit, das.
cc. den Freizehrern, als freie Gabe; das.
B. und wird vertheilt durch die Konkurrenz aller, die ihren Zustand zu verbessern streben. 28.

II. Erstes Buch. Von demjenigen, was sich auf die Würksamkeit der Nationalbeschäftigung bezieht. 35.

1. Erster Abschnitt. Von der Arbeitstheilung, 36.
A. Erstes Kapitel. Wie das Theilen der Arbeit den Ertrag derselben vermehren hilft. das.
a. Daß die Theilung der Arbeiter den Ertrag derselben würklich vermehre, zeigt die Erfahrung
aa. unmittelbar, 36.
aaa. ganz klar bei Fabriken, wo ein Arbeiter derselben Werkstätte dem andern in die Hand arbeitet; 37.
bbb. aber auch bei Betrachtung der Gewerbe, wo die verschiednen Arbeiter nicht in einer Werkstätte vereinigt sind: 38.
bb. mittelbar, indem
aaa. nur die Bemerkung, daß die Theilung der Arbeit den Ertrag vermehre, diese Theilung veranlaßt haben kann, 41.
bbb. auch bei den kultivirtesten Nationen eben
α. die Arbeiten am mehresten getheilt, 42.
β. und die dergestalt getheilt arbeitenden Volksklassen am wohlhabendsten sind. das.
b. Auch muß die Theilung der Arbeiten nothwendig den Ertrag vermehren, insofern sie

aa. die Zeit erspart, die durch den Uebergang von einer Arbeit zur andern verloren wird, 44.

bb. die Fertigkeit der Arbeiter vermehrt, indem sie die Arbeit jedes Einzelnen vereinfacht, 45.

cc. die Erfindung arbeitsparender Maschinen und chemischer Operationen veranlaßt, indem sie die Aufmerksamkeit mehr auf die einzelnen Theile der Arbeiten lenkt. 47.

B. Zweites Kapitel. Schranken der Arbeitstheilung, 52.

a. in der Natur der Arbeit selbst; das.

aa. besonders bei der Landwirthschaft, weil die einzelnen Arbeiten von den Jahreszeiten abhängen, und daher einen Arbeiter nicht unausgesetzt beschäftigen können. das.

bb. Aber eben deswegen sind auch sehr kultivirte Nationen minder kultivirtern weniger in der Landwirthschaft als in Fabrikarbeit überlegen. 54.

b. in der Möglichkeit des Absatzes. 54.

aa. Daher die Unvollkommenheit der Gewerbe in den kleinen Städten, auf dem Lande, in schwach bevölkerten Gegenden; 55.

bb. und die Vollkommenheit derselben, wo der wohlfeile Wassertransport die Aufsuchung entlegner Märkte erleichtert. 56. Eben darum

aaa. wurden in der alten Welt Aegypten, Griechenland, Ostindien und China so früh kultivirt, vorzugsweise vor Mittelasien und dem innern Afrika, 58.

bbb. und auch in der neuen Welt folgten die Ansiedelungen den schiffbaren Gewässern. 61.

C. Drittes Kapitel. Vom Ursprunge und Gebrauche des Geldes, als Folge der Arbeitstheilung. 61.

a. Die nothwendige Folge der Arbeitstheilung ist Tausch, der aber unmittelbar sehr lästig wird, 62.

aa. denn es ist schwer, den aufzufinden, der grade ein einzelnes Bedürfniß gegen eine einzelne Waare ablassen will; 62.

bb. und noch schwieriger ist es, für ein einzelnes Stück Waare grade nur so viel von verschiednen Bedürfnissen, als man braucht, einzutauschen. das.

b. Daher wurde zeitig die Nothwendigkeit eines allgemeinen Tauschmittels fühlbar, das alle Nationen mit dem Fortgange der Kultur nach mancherlei Versuchen zuletzt in Metallen, und vorzüglich in den edlen Metallen fanden. 64.

c. Der Grund dieser Uebereinkunft liegt in den Eigenschaften der edlen Metalle. 65.

aa. denn ein allgemeines Tauschmittel muß seyn

aaa. überall gleichartig, 66.

bbb. ohne Verlust theilbar, das.

ccc. bequem aufzubewahren, das.

ddd. leicht zu übergeben. das.

bb. Die edlen Metalle besitzen

aaa. die erstern beiden dieser Eigenschaften ausschließlich im höchsten Maaße; 67.

bbb. die dritte haben sie mit den kostbaren Steinen gemein; 69.

ccc. aber bei der vierten zeigten sich Schwierigkeiten, da nur erforscht werden kann

α. die Qualität durch einen chemischen Scheidungsprozeß, 70.

β. die Quantität durch mühsames und genaues Wägen. das.

ddd. Allein den letztern Schwierigkeiten half die Prägbarkeit der Metalle ab. Mittelst derselben verbürgte man

α. zunächst die Qualität oder Feinheit durch Stempelung, 71.

β. später auch die Quantität oder das Gewicht durch ein das ganze Stück überdeckendes Gepräge. das.

αα. Daher haben viel Münzen ihre Benennung von Gewichten; 72.

ββ. aber sie enthalten nirgends diese Gewichte mehr, da man in der Folge betrüglich ein geringhaltigeres Ausprägen eingeführt hat. 73.

d. Was so entstand, ist eigentlich Münze. Aber Geld ist jedes Handelsinstrument. 75.

e. Geld befördert die Arbeitstheilung nur in so fern, als es den Tausch erleichtert, und also den Markt erweitert. 77.

D. Viertes Kapitel. Von dem wesentlichen und dem nahmentlichen Tauschwerthe der Waaren, oder von ihrem Sach- und Geldpreiße. 78.

a. Vorerinnerungen. das.

aa. Der Geldpreiß einer Waare ist das Quantum reines Gold oder Silber, dem dieselbe im Tausche gleich geschätzt wird. 78. Derselbe ist entweder

aaa. Marktpreiß, welcher sich auf die allgemeinste Schätzung bezieht, 80. oder

bbb. Naturpreiß, für den sie noch eben anhaltend zu Markte gebracht werden kann. das.

bb. Der Sachpreiß einer Waare ist ihr Werth nach einem unveränderlichen Maaßstabe geschätzt. Da der Werth von Gold und Silber selbst veränderlich ist; so sind diese Metalle kein solcher Maaßstab, und mithin Geld- und Sachpreiß etwas verschiednes. 82.

b. Erste Abtheilung. Vom Sachpreiße. 83.

aa. Der unabänderliche Maaßstab des Werths aller Waaren ist die Freiheit und Ruhe, die aufgeopfert, und die Mühe und Beschwerde, die übernommen werden muß, um eine gegebne Arbeit zu vollbringen. 83.

aaa. Dieß Maaß ist am leichtesten an Arbeit von der gemeinsten Art zu erkennen. 84.

bbb. Den Werth der Arbeit bestimmt die Uebereinkunft der Urtheile des Arbeiters, und dessen, der ihn beschäftigt: daher macht die individuelle Ansicht des Arbeiters dieß Maaß nicht unsicher. 85.

ccc. Sobald der Sachpreiß des Silbers durch Vergleichung mit gemeiner Arbeit ausgemittelt ist, kann der Geldpreiß aller Waaren auf den Sachpreiß reducirt werden. 86.

bb. Das Verhältniß des Silbers zu gemeiner Arbeit ist aber für entfernte Zeiten schwer aufzufinden: denn

aaa. die gemeinen Arbeiter waren selten freie Leute, 91.

bbb. sie empfingen ihren Lohn gemeinhin zum Theil in Naturalien, das.

ccc. die ältern Schriftsteller haben wenig Nachrichten über den Geldlohn aufbewahrt. 92.

cc. Insoweit der Preiß der Arbeit durch den Preiß der gemeinsten Nahrungsmittel bestimmt wird, könnte man versuchen, den Geldpreiß des Brodgetreides zu Ausmittelung des Sachpreißes des Silbers zu brauchen. 92.

aaa. Dabei wird aber vorausgesetzt:

α. daß der Geldpreiß des Brodgetreides bloß von der Beschaffenheit der Erndten, der Handlungskonjunkturen und des Sachpreißes des Silbers abhänge; 93.

β. daß in zwei Perioden von einer Reihe von Jahren sich die Abwechselungen des Getreidepreißes, welche durch die Verschiedenheit der Erndten und Handelskonjunkturen entstehn, gleichförmig kompensiren; das.

γ. und daß man daher durch vieljährige Durchschnitte die Würkung der Verschiedenheit der Erndten und Handelskonjunkturen absondern,

und also die Würkung der Veränderlichkeit des Silberwerths rein übrig behalten könne. 94.

bbb. Führen solche Durchschnitte würklich auf Verschiedenheiten des Verhältnisses zwischen Getreide und Silber; so bleibt es immer weit wahrscheinlicher, daß sich der Sachpreiß des Silbers, als daß sich der Sachpreiß des Getreides geändert habe; weil gleich viel Arbeit viel näher gleich viel Getreide, als gleich viel Metall hervorbringt. 96.

dd. Aber der Preiß der Arbeit hat nur so lange einerlei Verhältniß zu dem mittlern Geldpreiße des Getreides, als sich der Gang der Nationalindustrie nicht ändert: denn nur so lange bleibt das Auskommen, das der Arbeiter in seinem Lohne erhält, dasselbe. Dieses Auskommen ändert sich

aaa. nicht, wenn der Arbeiter mehr oder weniger Geldlohn erhält, 100.

bbb. aber wohl, wenn der Arbeiter für den Geldlohn sich mehr oder weniger Genüsse verschaffen kann. 104.

c. Zweite Abtheilung. Vom Geldpreiße. 105.

aa. Der Tauschwerth der edlen Metalle

aaa. ist abhängig

α. von den Hervorbringungskosten, 105.

β. und von der Nachfrage, die durch den Verbrauch erzeugt wird. das.

bbb. minder abhängig von zeitlichen und örtlichen Verhältnissen, als der Tauschwerth der unedlen Metalle, weil die edlen Metalle

α. höchst dauerhaft, 108.

β. und höchst transportabel sind. 109.

ccc. Aendert sich daher

α. der Ertrag der Gold- und Silberminen, so wird,

αα. wenn er steigt, für jede Waare verhältnißmäßig mehr; 113.

ββ. wenn er fällt, für jede Waare verhältnißmäßig weniger edles Metall gegeben; 115.

β. der Ertrag der Arbeit, so wird

αα. wenn er steigt, für jede Waare verhältnißmäßig weniger; 118.

ββ. wenn er fällt, für jede Waare verhältnißmäßig mehr edles Metall gegeben: das.

γ. und es bestimmt daher nur das Verhältniß des jederzeit Käuflichen gegen die gleichzeitig vorhandne Menge der edlen Metalle den Tauschwerth derselben. 119.

bb. Auch der Tauschwerth jeder andern Sache bestimmt sich

aaa. durch die Hervorbringungskosten, indem dieselbe nur so lange anhaltend zum Verkaufe angeboten werden kann, als

α. die darauf verwandte Arbeit so hoch belohnt, 121. und

β. der darauf verwandte Verlag mit so hohem Profite erstatret wird, als dieß verhältnißmäßig bei andern Anwendungen von Arbeit und Verlag gewöhnlich ist. 122.

bbb. durch die Nachfrage, die da abhängt

α. vom Stande der Bodenkultur, so daß alle Waaren steigen, die bei fortschreitender Kultur nur mit mehr Arbeit und Verlag erzeugt werden; 122.

β. vom Stande des Gewerbfleißes, so daß alle Waaren fallen, die bei fortschreitender Industrie mit weniger Arbeit und Verlag erzeugt werden. 123.

cc. Aenderungen im Tauschwerthe

aaa. der edlen Metalle ändern die Preiße aller übrigen Käuflichkeiten gleichförmig; 126.

bbb. andrer Waaren ändern nur den Preiß derselben allein. das.

d. Dritte Abtheilung. Anwendungen. Der Unterschied zwischen Geld- und Sachpreiß ist

aa. ohne Nutzen für die täglichen Kaufgeschäfte, weil beide an einerlei Orte für einerlei Zeit in allen Waaren einerlei Verhältnisse haben. 128.

bb. aber wichtig; 129.

aaa. Wenn es darauf ankommt, immerwährende jährliche Leistungen so zu bestimmen, daß ihr Werth unveränderlich bleibe. 130.

α. Dabei ist zu berücksichtigen

αα. der veränderliche Nominalwerth der Münzen, 130.

ββ. der veränderliche Sachpreiß der edlen Metalle. das.

β. Daher muß die Leistung

αα. in einer bestimmten Menge reines Goldes oder Silbers bedungen, 133.

ββ. die periodische Abänderung dieser Quantität nach Verhältniß des Werths der edlen Metalle vorbehalten werden; das. wobei

ααα. die Perioden, worin die Abänderung statt finden soll, wohl kürzer, aber nicht länger angenommen werden können, als die Perioden, aus deren Durchschnitte der Metallwerth bestimmt wird. 134.

βββ. in den nördlichen Gegenden bei Bestimmung des Metallwerths nicht bloß auf die Roggenpreiße, sondern auch auf die Gerstenpreiße zu achten ist; 135.

γγγ. bei Ermittelung der Durchschnittspreiße jede Einwürkung ausgeschlossen werden muß, die nicht periodisch wiederkehrt. 137.

γ. Unauflößlich bleibt die Schwierigkeit, daß in jeder Periode nicht der in derselben herrschende Metallwerth, sondern der in der nächstvorhergehenden statt findende den Betrag der Leistung bestimmt. 139.

αα. Dieß benachtheiligt

ααα. nicht den Empfänger des Kanons, in so fern er eine moralische unsterbliche Person ist, 139.

βββ. aber wohl den sterblichen Pächter; 140.

ββ. und es ist daher nöthig, den Kanon überhaupt nicht zu hoch anzunehmen, das.

bbb. Wenn ein vor langen Jahren übergebnes Inventarium nach einer Geldtaxe zurückgeliefert werden soll; 141.

ccc. Um den jetzigen Werth eines alten Gelddarlehns zu schätzen; 143.

ddd. Um aus alten Geldpreißen die jetzigen Realwerthe der Waaren zu finden; 144.

eee. Um gleichzeitige Preiße auf sehr weit entlegnen Märkten zu vergleichen. 145.

2. Zweiter Abschnitt. Von der Ordnung, wornach der jährliche Ertrag der Arbeit eines Landes sich unter die Bewohner desselben vertheilt. 147.

A. Erstes Kapitel. Von den Bestandtheilen des Preißes der Waaren. 149.

a. Der Preiß der Waaren hängt ab

aa. von der darauf verwandten Arbeit, und zwar

aaa. von der Zeit, wie lange gearbeitet wird, 149.

bbb. und von der Beschaffenheit der Arbeit, je nachdem sie nehmlich

α. größre Beschwerde verursacht, das.

β. oder größre Kunstfertigkeit voraussetzt. das.

bb. von dem darauf verwandten Verlage, und zwar

aaa. von der Größe desselben unter übrigens gleichen Umständen; 150.

bbb. jedoch ist der Lohn für Inspektions- und Direktionsarbeiten sorgfältig von dem Profite vom Verlage zu unterscheiden. 151.

cc. von der Bodenrente, die statt findet, sobald der Boden Eigenthum geworden ist. 154.

dd. Es giebt aber noch immer einige Waaren, deren Preiß bloß aus Lohn, oder bloß aus Lohn und Profit, oder bloß aus Lohn und Bodenrente besteht. 155.

ee. Bei Waaren, die stufenweise veredelt werden, wächst der Verlag, mithin auch der Profit mit jeder Stufe der Veredelung. 157.

b. Alles Einkommen

aa. besteht zwar nur

aaa. unmittelbar aus Lohn, Profit oder Rente, 159.

bbb. oder es ist doch mittelbar daraus hergeleitet: das.

bb. aber der Sprachgebrauch verwechselt oft die Benennungen, besonders wenn einer Person Einkommen aus mehreren Erwerbsquellen zufließt. 160.

c. Der jährliche Ertrag der Arbeit muß nicht nur das Arbeitslohn, sondern auch den Profit und die Bodenrente einbringen: 161.

aa. folglich kostet die Erzeugung von Arbeit weniger, als sie einbringt. 162.

bb. Es könnte daher mit jedem Jahre ein größrer Verlag auf Arbeit verwendet, also der Arbeitsertrag vermehrt werden; das.

cc. aber es wird nirgend aller Arbeitsertrag wieder produktiv verwendet, sondern ein Theil davon geht durch unproduktive Arbeit verloren; das.

dd. und von dem Verhältnisse dieses Theils zu dem ganzen Ueberschusse des Arbeits-

ertrages hängt der Fortschritt, Stillstand oder Rückgang des Nationalreichthums ab. 162.

B. Zweites Kapitel. Von den Veränderungen des Marktpreißes, und wie die Bestandtheile desselben in ihrem Verhältnisse gegen einander dadurch verändert werden. 163.

a. Der Preiß der Waaren ist

aa. ein Naturpreiß, in so fern er die üblichen Lohn-, Profit- und Rentensätze — den gewöhnlichen Profit des Kaufmanns, der die Waare zu Markte bringt, mit eingeschlossen — erstattet; 164.

bb. ein Marktpreiß, in so fern er derjenige ist, um welchen die Waare gemeinhin verkauft wird. das.

b. Der Marktpreiß

aa. bestimmt sich zwar aus der Nachfrage, 165. und geht

aaa. über den Naturpreiß, wenn mehr von der Waare verlangt als feil gestellt wird; 166.

bbb. unter den Naturpreiß im entgegengesetzten Falle. das.

bb. überhaupt aber sucht die Konkurrenz den Marktpreiß dem Naturpreiße gleichzustellen, und zwar in Rücksicht

aaa. der Käufer, indem Theurung den Verbrauch mindert, Wohlfeilheit ihn vermehrt; 169.

bbb. der Verkäufer, indem hohe Preiße eine größere, niedrige eine geringere Erzeugung der Waare verursachen. 171.

c. Die Abweichungen des Marktpreißes vom Naturpreiße sind

aa. theils gelegentlich, besonders abhängig von der Witterung, die vieler Erzeugnisse Quantität abändert, oder sonst doch nicht vorherzu-

sehen, und rein zufällig. 173. Die daher entstehenden Preißveränderungen haben

aaa. wenig Einfluß auf die Bodenrente; 174.

bbb. mehr Einfluß aber

α. auf den Profit, wenn sie schon fertige Waaren treffen; 175.

β. auf den Arbeitslohn, wenn sie noch zu fertigende Arbeit treffen. das.

bb. theils bleibender,

aaa. wenn die Erzeugung mancher Produkte auf Boden seltner Art eingeschränkt ist, wodurch die Bodenrente erhöht wird; 177.

bbb. oder wenn selten persönliche Kenntnisse in Betrieb gesetzt werden,

α. bei Handelsgeheimnissen, die den Profit erhöhen, 178.

β. bei Fabrikgeheimnissen, die mehr Arbeitslohn abwerfen; 179.

ccc. oder wenn Polizeieinrichtungen die Konkurrenz hemmen. Dahin gehören

α. Monopole, die den höchstmöglichen Marktpreiß gestatten, 180.

β. Zunftverfassungen, die wie Monopole, jedoch milder würken. 181.

d. Der Marktpreiß kann sich halten

aa. lange über dem Naturpreiße; 182.

aaa. denn die im Boden liegenden Ursachen der Preißerhöhung sind oft unabänderlich; das.

bbb. Handels- und Fabrikgeheimnisse bleiben mehr oder minder lange verborgen, je nachdem ihre Natur es gestattet, das.

ccc. die Dauer der Monopole und Zunftverfassungen hängt bloß von der Dauer der poli-

zeilichen Einrichtungen ab, wodurch sie eingeführt werden: 182.

bb. aber nicht lange unter dem Naturpreiße; 183.

aaa. denn Land, Verlag und Arbeit entziehn sich bald dem minder lohnenden Erzeugnisse, das.

bbb. und selbst der Zwang, durch welchen Zunftgesetze die Arbeiter bei irgend einem minder lohnenden Gewerbe zurückhalten, kann nur würken, so lange die zeitige Generation der Arbeiter lebt. das.

C. Drittes Kapitel. Von den Veränderungen, denen der Naturpreiß unterworfen ist, und ihrem Einflusse auf die Vertheilung des gesammten Wirthschaftsertrages der Nation. 184.

a. Vorerinnerungen. Die Veränderungen des Naturpreißes hängen ab von dem Gange der Nationalwirthschaft. 184.

aa. Die Bilanz der Nationalwirthschaft

aaa. wird vortheilhafter,

α. wenn der Ertrag der Produktion, Fabrikation und des Handels im Ganzen zunimmt, 186.

β. wenn die Anzahl der mit Gewerben beschäftigten Hände wächst, 188.

γ. wenn das Arbeitslohn steigt. 189.

bbb. Dagegen sind keine sichre Merkmale ihrer Verbesserung

α. die vermehrte Ausfuhr, 189.

αα. weil nicht sie allein, sondern auch der innere Verkehr hier entscheidet, das.

ββ. weil nur die Ausfuhr, wofür das Land wieder Valuta erhält, seinen Wohlstand vermehrt, 190.

γγ. weil die Vergleichung höchst unsicher wird, wenn man nur Geldwerthe der Ausfuhr aus verschiednen Zeiten vor sich hat. 190.

β. Die Vermehrung der Masse des umlaufenden Geldes, welche auch durch das Sinken des Werths der edlen Metalle verursacht werden kann. das.

bb. Der Ertrag der Nationalwirthschaft wird vermehrt

aaa. durch wesentliche Ursachen:

α. vermehrte Freiheit des Gebrauchs der Kräfte und Fähigkeiten, 192.

β. erweiterte Kenntnisse, 193.

γ. vergrößerte Einträglichkeit der Gewerbe, das.

δ. anwachsendes Kapital. das.

bbb. durch zufällige Ursachen:

α. reiche Erndten, 194.

β. günstige Konjunkturen, 195.

γ. neue Erwerbungen. 196.

b. Erste Abtheilung. Von den Ursachen und Folgen des Steigens des Arbeitslohnes. 197.

aa. Der Begriff von Arbeitslohn muß scharf bestimmt, und daher

aaa. Alle Rente und Profit, welche dieselbe Person zugleich bezieht, abgesondert, 200.

bbb. aber auch alles, was der Arbeiter in Geld oder Naturalien der Arbeit wegen empfängt, zugerechnet werden. 201.

bb. Den Arbeitslohn bestimmt,

aaa. zunächst ein Kontrakt zwischen Lohnherr und Arbeiter, 204.

α. wobei die Lohnherrn zwar im Vortheile sind,

αα. weil sie sich leichter gegen die Arbeiter vereinigen können, das.

ββ. auch die Arbeiter aus Vereinigungen gegen die Lohnherrn keinen Vortheil ziehn; 205.

β. jedoch aber beschränkt sind durch die Nothwendigkeit, den Arbeitern einen solchen Lohn zuzugestehn, daß der zu Bestreitung der erforderlichen Arbeiten nöthige Stamm von Arbeitern erhalten werde. 207.

bbb. Die Nachfrage nach Arbeitern, denn sie

α. erhöht den Arbeitslohn, wenn sie die vorhandne Arbeiterzahl übersteigt; 214.

β. sie bringt den Arbeitslohn auf das Minimum, wobei noch eben der Arbeiterstamm erhalten werden kann, wenn sie der vorhandnen Arbeiterzahl eben gleich ist; 216.

γ. und senkt den Arbeitslohn unter dieses Minimum, bis die Noth die überflüßigen Arbeiter weggerafft hat, und sie geringer wird, als die vorhandne Arbeiterzahl. 217.

ccc. Ueberdieß haben auf den Arbeitslohn Einfluß

α. Verminderung der Arbeiter durch Pest, Krieg und Auswanderung, 219.

β. Vermehrung derselben durch außerordentliche Ereignisse. 220.

cc. Ob der Arbeitslohn über dem zu Erhaltung des Arbeiterstamms erforderlichen Minimum stehe, läßt sich ausmitteln

aaa. theils durch Vergleichung des Sommer- und Winterlohns, indem, wenn der Sommerlohn den Winterlohn übersteigt, jener wahrscheinlich höher seyn muß, als das Minimum. 221.

bbb. theils durch Vergleichung des Arbeitslohns mit den Preißen der Lebensmittel

α. in verschiedenen Orten, 223.

β. zu verschiednen Zeiten. 224.

dd. Hoher Lohn

aaa. ist der Vermehrung des Nationalreichthums förderlich, da er

α. die Bevölkerung durch Vermehrung der Arbeiter vermehrt, 225.

β. die Würksamkeit der Arbeiter erhöht, 227.

γ. das entgegengesetzte Vorgeben der Lohnherrn ungegründet ist, 228.

δ. und die Erscheinung, daß in theuren Jahren die Arbeiter williger sind, eher aus der alsdann verminderten Nachfrage nach Arbeit, als aus einer nachtheiligen Würkung des hohen Lohns erklärt werden kann. 231.

bbb. ist der Fabrikation nicht nachtheilig: das.

α. denn er erhöht nicht nothwendig den Preiß der Waaren, weil die Vermehrung des Verlags, die hoher Lohn erzeugt, dagegen hinstrebt, das.

αα. die Arbeit durch Vertheilung und Maschinerie wohlfeiler zu machen, 239.

ββ. den Profit vom Verlage herabzusetzen. das.

β. Selbst wenn hoher Lohn die Waarenpreiße erhöhte, würde die Fabrikation dadurch nicht leiden. Denn die Wohlhabenheit der Arbeiter erweitert den inländischen Verkehr, der weit wichtiger ist, als der auswärtige, 240.

αα. weil sein Betrag an sich größer ist, das.

ββ. dabei nicht nur die Waaren, sondern auch die Valuta dafür der Nation gehören, das.

γγ. und er auch sichrer ist. 241.

ccc. Auch in dem unwahrscheinlichen Falle, daß der Lohn allzuhoch werden könne,

α. ist es billig dem Arbeiter den Vortheil günstiger Konjunkturen nicht zu entziehn, den in andern Fällen der Lohnherr ungekürzt genießt, 242.

β. und Lohntaxen, die den Veränderungen der Nachfrage und des Anerbietens nicht folgen können, sind,

αα. entweder unnütz, wenn sie elidirt werden, 244.

ββ. oder schädlich, indem sie, wenn streng darauf gehalten wird, die Arbeiterklasse vermindern. 245.

γ. Eben den nachtheiligen Erfolg hat der Dienstzwang. 247.

c. Zweite Abtheilung. Von den Ursachen des Steigens und Fallens des Verlagsprofits. 249.

aa. Zuerst ist der Begriff des Profits genau zu bestimmen. 249.

aaa. Profit ist der Antheil des Verlegers an dem durch seinen Verlag hervorgebrachten Einkommen, ohne Rücksicht, ob er vielleicht einen Theil davon als Zinsen von erborgtem Verlage abgeben muß. das.

bbb. Der Betrag des Profits ist seine absolute Quantität; der Satz desselben sein Verhältniß zu dem angewandten Kapitale. 242.

ccc. Der rohe Profit enthält auch, was zu Vergütung des übernommenen Risiko ge-

wonnen werden muß; bei dem reinen Profit ist dieß abgesondert. 243.

bb. Die Höhe des Profits läßt sich nur nach dem üblichen Zinssatze schätzen; 253.

aaa. es kommt aber dabei nicht auf den gesetzlichen, sondern auf den würklich bezahlten Zinssatz an; 254.

bbb. ferner auf Zinssätze bei gleicher Sicherheit des Kapitals. 255.

ccc. Der Geldzins ist immer niedriger, als der reine Profit; 256.

ddd. aber wie viel der Ueberschuß des letztern betrage, läßt sich allgemein nicht bestimmen. 257.

eee. Landeskalamitäten erhöhen den Zinssatz auch deswegen, weil sie den Profitsatz erhöhen. 258.

cc. Der Profitsatz beruht auf dem Verhältnisse zwischen vorräthigem Verlag, und der Gelegenheit ihn anzulegen. 259.

aaa. Der Profitsatz wird daher in Bezug auf die Menge des vorhandnen Verlags

α. niedriger, wenn der Verlag sich mehrt,

αα. weil der Arbeitslohn durch die Nachfrage nach mehr Arbeit gesteigert wird; 260.

ββ. weil die Konkurrenz der Verleger sie theurer einzukaufen und wohlfeiler zu verkaufen nöthigt; das.

β. höher, wenn der Verlag sich mindert,

αα. weil alsdann die Nachfrage nach Arbeit, 261.

ββ. und die Konkurrenz der Verleger vermindert wird, 262.

bbb. Dagegen wird der Profitsatz in Bezug auf die Gelegenheiten Verlag anzulegen

α. höher, wenn mehr Gelegenheit zum Erwerbe eröffnet wird, 262.

αα. weil die vorhandnen Kapitale alsdann nur in den lohnendsten Erwerbszweigen angelegt werden, 263.

ββ. und daher auch in den minder lohnenden die Konkurrenz vermindert wird. das.

β. niedriger, wenn die Gelegenheiten zum Erwerbe sich mindern, und folglich die Konkurrenz der Gehalte sich mehrt. das.

dd. Folgerungen aus dem Profitsatze in Verbindung mit dem Satze des Arbeitslohns,

aaa. für Staaten, welche im Steigen oder Sinken sind:

α. England. 265.

β. Bengalen. 266.

γ. Die nordamerikanischen Freistaaten. 267.

δ. Rußland. 270.

ε. Preußen. 271.

bbb. für Staaten im Beharrungszustande, 273.

α. Bei Unsicherheit des Eigenthums, wie in China und Japan. 274.

β. bei größter Sicherheit und Freiheit, welches in der Würklichkeit noch nicht vorgekommen ist. das.

ee. Würkungen des Profitsatzes auf den Nationalwohlstand. 275.

aaa. Bei niedrigem Profite kann doch der Nationalwohlstand sehr schnell wachsen. 276.

bbb. Hoher Profit vertheuert die Waaren mehr, als hohes Arbeitslohn. 277.

ccc. Niedriger Profit nöthigt jeden ein Gewerbe zu treiben. 279.

ddd. Hoher Profit zehrt die Landrente, das ist, die Grundlage der Bodenkultur auf. das.

Staatswirthschaft.

Erster Theil.

Einleitung.

Staatswirthschaft, als ein Zweig von der Wissenschaft eines Gesetzgebers oder Staatsmannes betrachtet, setzt sich zwei besondere Zwecke vor: erstens, der Nation reichliches Einkommen zu verschaffen, oder sie vielmehr in den Stand zu setzen, daß sie es sich selbst verschaffe, und zweitens, die Regierung mit hinlänglichen Einkünften zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse zu versorgen: sie setzt sich vor, die Nation sowohl als die Regierung, das heißt den Staat zu bereichern. Denn Staat ist eine regierte Nation, wenn man, (wie wir hier immer thun werden,) das Aggregat der einzelnen Menschen, die zusammen eine bürgerliche Gesellschaft ausmachen, Nation, und das gesellschaftliche System, wozu jene Menschen vereinigt sind, Regierung nennt.

In Hinsicht auf jenen doppelten Zweck bedarf der Staatswirth einer genauen und vollständigen Kenntniß der bestehenden Einrichtungen seines Staats, denn bei jeder Maasregel, die er ergreifen will, muß er sich erinnern, daß der Staat einem lebendigen Körper gleicht, wo keine Veränderung in dem geringsten Theile vorgehen kann, ohne daß die Würkung davon sich dem Ganzen mehr oder weniger mittheilt. Ueberdem bedarf er in der Ausführung der Maasregeln, die er ergriffen haben mag, wenn sie gelingen sollen, oftmals einer eigenen Kunst, um ihnen durch zweckmäßige Mittel, sey es Eingang zu schaffen, oder Nachdruck zu geben, kurz würkliche Befolgung zuzusichern, die, ohne die rechte Wahl solcher Mittel, selbst den besten Anordnungen nicht selten abgeht. —

Aber neben solcher Kenntniß und Kunst, muß für ihn doch helle Einsicht in alles dasjenige, was seinen eigentlichen Zweck, die Staatsbereicherung, angeht, die Hauptsache seyn. Und in diesem Betracht kann ihm eine richtige Theorie der Staatswirthschaft, wenn sie aus der unter allen noch so verschiedenen Staatseinrichtungen sich immer gleich bleibenden Natur des Menschen und der Dinge geschöpft, und in wissenschaftlicher

Form klar und gründlich dargestellt ist, mehr als einen Dienst leisten. Sie kann ihm leitende Ideen zur Erfindung und sichere Principien zur Beurtheilung dessen, was sich auf seinen Gegenstand bezieht, an die Hand geben; oder sie kann ihm wenigstens zur leichtern Entwickelung seiner eigenen Ideen, und zur schärfern Prüfung seiner eigenen Pläne behülflich seyn, und sie kann auf jeden Fall ihn vor den Täuschungen bewahren, denen er von Seiten falscher oft überaus scheinbarer und verführerischer Theorien ausgesetzt seyn mag.

Aber auch abgesehen von allem Gebrauch, welchen der würkliche Staatswirth davon machen kann, bleibt sie für jeden, der die Ursachen vom verschiedenen Vermögensstande der Staaten alter und neuer Zeit erforschen will, zu dieser Absicht ein unentbehrliches Mittel. —

Nach dem erwähnten doppelten Zwecke, worauf die Staatswirthschaft gerichtet ist, zerfällt sie natürlich in zwei Theile. — Der erste, welcher die Bereicherung der Nation zur Absicht hat, heißt Staatswirthschaft im engern Sinne; der andere Theil, der sich auf die Bedürfnisse der Regierung bezieht, heißt Finanzwirthschaft; — dieser leztere bleibt

einer künftigen Bearbeitung vorbehalten, jener erstere ist es, mit welchem wir uns hier beschäftigen werden.

Die Hauptaufgabe der Theorie dieser so bestimmten Staatswirthschaft ist, das Wesen und den Ursprung des Nationalvermögens zu enthüllen, oder zu erklären, theils, worin das Einkommen einer Nation, und ihr daraus erwachsendes Vermögen eigentlich bestehe; theils, welches die nothwendige und allgemeine Bedingung sey, wovon beides überall und immer abhängt, unangesehen der mancherlei zufälligen und besondern Umstände, die darauf Einfluß haben können; wie z. B. Klima, Boden, Lage, wie Staatsverfassung und Nationalsitten, wie Reichthum oder Armuth des benachbarten und entfernten Auslandes, mit welchem die Nation im Verkehr steht, und dergleichen. —

Bei der Auflösung dieses Problems gilt es keinesweges blos um Entwickelungen von Begriffen, sondern hauptsächlich um Erforschung der (wenn man sie so nennen darf) Naturgesetze, welchen der verschiedene Gang der Nationalwirthschaft unterworfen ist.

Auch muß die Theorie, wenn sie schon in ihren Untersuchungen sich über die Praxis erheben darf, bestimmten Anwendungen auf

die würkliche Welt nicht ausweichen, vielmehr gehört eine genaue Betrachtung und Prüfung solcher staatswirthschaftlichen Einrichtungen, welche fast allgemein in allen verschiedenen Ländern unsres Welttheils Statt haben, ganz eigentlich in ihren Plan; — gleich der mathematischen Theorie der Bewegung, die nur darum zu den einfachsten Ideen aufsteigt, und unter beständigen Abstractionen zu den zusammengesetzteren Fällen herabgeht, damit es ihr gelinge, die Bewegungen der würklichen Welt desto genauer erklären und berechnen zu können, soll auch die Theorie der Staatswirthschaft, indem sie das Nationalvermögen in seine Elemente zerlegt, und die Beschaffenheit und die Ursachen desselben in ihrer einfachsten Gestalt aufzufassen sucht, dabei immer auf den Zweck hinaussehen, daß sie uns in den Stand setze, die vorliegenden Erfahrungen, betreffend den würklichen Vermögenszustand der verschiedenen Länder, desto besser einzusehen, und gegebene staatswirthschaftliche Maasregeln desto richtiger zu beurtheilen.

Der Ertrag der alljährlichen Arbeit einer Nation ist der ursprüngliche Fonds, aus welchem sie alljährlich, sowohl ihre unmittelbaren Bedürfnisse bestreitet, als auch ihre Wirth-

schaftsanstalten unterhält. Denn alles, was sie zu diesem doppelten Zwecke braucht, kann in nichts anderm bestehen, als in Dingen, welche sie entweder selbst durch ihre Arbeit hervorgebracht, oder welche sie für jene von andern Nationen eingetauscht hat. So besteht dasjenige, was wir Preußen alljährlich auf unsre Consumtion sowohl, als auf Unterhaltung unsrer Gewerbe verwenden, dem größern Theile nach in Dingen, die unmittelbar Erzeugnisse unsrer Arbeit sind, einem beträchtlichen Theile nach aber in solchen, welche wir für jene im Auslande eintauschen; sowohl zur Consumtion, wie z. B. Weine, Specereien und mancherlei Manufacturwaaren; als auch zu unsern Gewerben, wie verschiedene Werkzeuge und Materialien, und darunter nächst andern Metallen, auch Silber und Gold zu Geräthen sowohl, als zu Münzen.

Freilich ist der Ertrag unsrer gesammten Nationalarbeit nicht in allen Jahren gleich; weder an Größe, die bei der wichtigsten Arbeit, der Landwirthschaft, von der Witterung abhängt; noch an Tauschwerth, der unter dem Einflusse von wechselseitigen Handelsconjuncturen steht. Eben so ist auch unser Aufwand oder Verbrauch nicht alle Jahre

gleich; — aber wenn schon der Ertrag eines Jahres nicht in demselben Jahre verbraucht wird, sondern für das folgende und oft für eine lange Reihe von Jahren fortdauert; und eben so auch die Consumtion eines Jahres manchmal in den gesammelten Vorrath von vergangenen Jahren eingreift, wohl gar bisweilen zum Theil den Ertrag eines künftigen Jahres zum voraus in Anspruch nimmt: so kann man gleichwohl den Ertrag der fortgehenden Nationalarbeit sowohl, als der fortgehenden Nationalconsumtion sich in jährliche Zeitabschnitte getheilt vorstellen.

So wie von der jährlichen Arbeit einer Nation ihr jährliches Einkommen ursprünglich abhängt, so hängt auch von dem aus ihrem Einkommen ersammelten Verlage wieder ihre Arbeit ab. — Um dies deutlicher einzusehen, ist es nöthig, den Verlag einer Nation, das heißt, den Inbegriff alles desjenigen Eigenthums der einzelnen zur Staatsgesellschaft gehörigen Menschen, welches irgend ein Resultat ihrer Arbeit, nehmlich von ihnen erzielt, verfertigt, gesammelt, herbeigeschafft ist, von dem rohen Naturfonds zu unterscheiden, worunter wir dasjenige zusammen fassen, was, abgesehen von aller Menschenarbeit, als bloßes Werk der sich selbst gelasse-

nen Natur, sich in dem Lande findet, wie der rohe Grund und Boden mit allem, was auf und in ihm und in seinen Gewässern von selbst vorhanden ist; welcher Naturfonds zwar, sofern er Eigenthum ist, zum Vermögen, aber nicht zum Verlage gerechnet werden soll. —

Wie nun auch immer der Naturfonds in einem Lande beschaffen seyn mag; so kann das Einkommen der Bewohner solches Landes doch nicht anders zunehmen, als wenn ihre Arbeit an Menge sowohl, als an Würksamkeit zunimmt: diese Zunahme ihrer Arbeit aber kann nicht anders Statt finden, als nach Maasgabe der Zunahme ihres Verlages. Denn nur, sofern ein Vorrath von Lebensmitteln vorhanden ist, der über den Bedarf derjenigen, welche ihn hervorgebracht haben, hinausreicht, kann die Zahl der arbeitenden Hände, und sonach die Menge der Arbeit sich vermehren: und nur, sofern diese Hände sich in verschiedene Arten von Arbeit theilen, und jeder in dem besondern Beruf, dem er sich mehr oder weniger ausschlüßlich widmet, eben dadurch eine größere Gewandheit und Einsicht erlangt, und mancherlei vortheilhafte Verfahrungsarten und Werkzeuge erfindet, kann die Würksamkeit der Arbeit sich verstär-

ten; nehmlich, kann mit gleicher Arbeit in gleicher Zeit ein größerer Ertrag geliefert werden. —

Die nothwendige und allgemeine Bedingung also, wovon in jedem Lande die Zunahme des Einkommens seiner Bewohner abhängt, ist ihr zunehmender Verlag, insonderheit ihr zunehmender Vorrath von Lebensmitteln, Materialien und Werkzeugen, der zur Beschäftigung der Arbeiter dient. — So wie dieser anwächst, kann ihre Arbeit sowohl an Menge größer, als an Würksamkeit stärker werden; und so wie der Ertrag der auf solche Weise vermehrten und verstärkten Arbeit zunimmt, kann jener Vorrath und überhaupt der Landesverlag zunehmen. —

Was seit noch nicht einem Menschenalter am Kentuckystrohm in Nordamerika, und an der Botanybay in Neusüdwallis vorgegangen ist, kann zur Erläuterung dessen, was hier gesagt ist, dienen, und kann zugleich einiges Licht über den Gang der Dinge geben, durch welchen die Bewohner des zu Taeitus Zeiten mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Deutschlandes, und des vor noch nicht sechs Jahrhunderten diesem Bilde ganz ähnlichen Preußens, in den Zustand gekommen sind, in welchem sie sich jetzt befinden. —

Aber was geschehen kann, geschicht nicht immer. Der vorher erwähnte Fortschritt einer Nation zu Wohlstand und zu Reichthum setzt eine gute Wirthschaft voraus, und es kann auch eine schlechte geben. —

Hierüber wird es genug seyn, vorläufig nur folgendes anzuführen. Bei jeder Wirthschaft überhaupt, welche in der Einrichtung der auf das Einkommen und dessen Anwendung unmittelbar sich beziehenden Geschäfte besteht, sind zwei Stücke zu unterscheiden.

Das erste ist die Größe des jährlichen Einkommens sowohl, als Aufwandes, jede für sich betrachtet, und allenfalls zu bequemerer Vergleichung in den ihnen an Werth gleichen Geldsummen ausgedrückt. Durch sie bestimmt sich, was man den Betrag der Wirthschaft nennen kann. Es hat solcher, in Absicht einer einzelnen Person, sein Minimum, welches sich durch die zu ihrem jährlichen Unterhalt schlechterdings nothwendige Quantität von Bedürfnissen abmißt; kann aber dies Minimum unbestimmbar weit übersteigen. Eben so ist es mit ganzen Nationen. Und nachdem das Einkommen einer Nation mehr oder weniger groß im Verhältniß zu der Anzahl von Menschen ist, die davon leben sollen, werden diese mehr oder weniger reich-

sich mit den mancherlei Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens versehen seyn.

Das zweite Stück ist der Unterschied zwischen dem jährlichen Einkommen und dem jährlichen Aufwande, wie klein oder groß sie für sich betrachtet seyn mögen; das heißt, die Wirthschaftsbalanz. Nachdem das jährliche Einkommen den jährlichen Aufwand entweder übertrifft, oder von ihm übertroffen wird, oder ihm gleicht, fällt diese Balanz entweder positiv, oder negativ, oder null aus; und wird die Wirthschaft entweder fortschreiten, oder zurückgehen, oder im Beharrungsstande bleiben. *) Auch in Absicht dieses Punkts ist es mit Nationen, wie mit einzelnen Menschen bewandt: indem Nationalwirthschaft nichts anders ist, als der Inbegriff aller Privatwirthschaften der einzelnen zur Nation gehörigen Menschen. Nach

*) Denkt man sich unter a den zum jährlichen Unterhalt einer erwachsenen Person erforderlichen kleinstmöglichen Aufwand, und unter c das diesem Zwecke entsprechende jährliche Einkommen, (welches, wegen allerlei zufälliger und unvermeidlicher Abgänge, doch wohl etwas größer als a seyn muß) und läßt man x und z jede Zahl bedeuten, die größer als Eins ist; so hat man in $c. z = a. x$ einen allgemeinen Ausdruck für den Belauf sowohl als für die Balanz jeder Wirthschaft.

Maasgabe wie daher das jährliche Einkommen einer Nation gegen ihren jährlichen Aufwand entweder überschüßt, oder zu kurz fällt, oder eben hinlangt, wird die Nation sich an Vermögen entweder aufnehmen oder schwächen, oder gleich erhalten.

Zufälligkeiten abgerechnet, kann sie ihren Vermögensstand nicht anders verbessern, als wenn sie fortwährend nach einem Ueberschusse ihres Erwerbs über ihren Verbrauch, das heißt, einer günstigen Balanz in ihrer Wirthschaft strebt, dadurch ihren Verlag verstärkt, und mittelst des wachsenden Verlages den Ertrag ihrer Arbeit vergrößert. Erwerben, Sparen, und das Ersparniß zu neuem Erwerb benutzen, sind die Schritte, wodurch eine Nation, so wie ein einzelner Mensch, zu Wohlstand und zu Reichthum gelangt. —

In welcher Art nun der Verlag einer Nation aus ihrer Arbeit erwächst, und ihre Arbeit wiederum durch ihren wachsenden Verlag, an Würksamkeit sowohl, als an Menge zunimmt, das soll umständlich in der Folge gezeigt werden. Dagegen ist es schon hier nöthig, daß wir zwei Gattungen der Arbeit von einander unterscheiden, und daß wir die Ordnung, nach welcher der Ertrag der Arbeit gleich bei seiner Entstehung sich unter gewisse

Klassen der Nation vertheilt, zum voraus angeben, um den Plan für die folgenden Untersuchungen desto faßlicher darlegen zu können.

Es giebt eine Gattung von Arbeit, die dem Dinge, woran sie gewandt wird, einen Werth zusetzt; und es giebt eine, die das nicht thut. Die erstere, da sie einen Werth hervorbringt, kann man productive, die andere dagegen unproductive Arbeit nennen. — So z. B. setzt eines Handwerksgesellen-Arbeit den Materialien, woran sie gewandt wird, gemeiniglich den Werth von seinem Unterhalte sowohl, als von dem Profit seines Meisters zu: wogegen eines Bedienten Arbeit keinen Werth irgend einem Dinge zusetzt. Jener kostet dem Meister, von welchem er seinen Lohn empfängt, im Grunde nichts; weil er den Betrag dieses Lohns sammt einem Profit in dem vermehrten Werthe dessen, was er verfertigt hat, wieder erstattet. Seine Arbeit heftet und verkörpert sich gleichsam an und mit einem verkäuflichen Werke, das, wenn die Arbeit vorbei ist, fortdauert, und das gleichsam einen gesammelten Vorrath von Arbeit vorstellt, die nöthigenfalls bei einer andern Gelegenheit wieder angewandt werden kann. — Denn jenes Werk,

oder, was auf eins hinausläuft, dessen Preis kann in der Folge, wenn es nöthig ist, eben so viel Arbeit wieder in Gang setzen, als ursprünglich auf dasselbe verwandt worden war. Daher ist die Arbeit solches Gesellen productiv; — des Bedienten Arbeit hingegen, ob zwar sie auch ihren Werth hat, und ihren Lohn verdient, heftet und verkörpert sich an und mit keinem verkäuflichen Werke. Seine Dienste verschwinden gemeiniglich, so wie sie geschehen, und lassen keinen Werth zurück, wofür nachgehends eben so viel Dienste wieder geschafft werden könnten. Daher ist seine Arbeit unproductiv. —

Alle productive Arbeiten lassen sich in drei Arten ordnen, nachdem sie entweder Gewinnung von Naturalien, oder Verfertigung von Fabrikaten, oder Umsatz und Vertrieb der einen sowohl, als der andern, d. i. Handel zum Gegenstande haben. —

Die Arbeiten, welche zur ersten Art gehören, sind auf einen doppelten Zweck gerichtet; — Erstens, was der rohe Naturfonds irgend Brauchbares enthalten mag, denselben abzugewinnen: wie z. B. Mineralstoffe durch Bergbau, Wasserproducte durch Fischerei, von selbst vorhandene Thiere durch Jagd, und Gewächse, durch Weidenutzung, Abhöl=

zung u. s. w. Zweitens, die lebendige Natur in ihren eigentlichen Erzeugungen mit Kunst zu leiten und zu unterstützen; — vornehmlich geschieht dieß, wenn solche nützliche Arten von Gewächsen und Thieren, welche das Land ursprünglich nicht hat, dahin verpflanzt, und diese sowohl, als die bessern von denjenigen, welche ursprünglich einheimisch sind, nicht nur vermehrt, sondern auch veredelt d. i. so gezogen werden, daß sie in höherem Grade die Eigenschaften gewinnen, die man an ihnen verlangt. Was bleibt von Gewächsen und Thieren z. B. in unserm Preußen übrig, wenn man die von anderswo hieher verpflanzten Arten wegdenkt? Wie klein würde das Quantum von Lebensmitteln seyn, das, abgesehen von menschlicher Kunst und Arbeit, sich hier jährlich von selbst vorfände? Und wie weit würden selbst die, welche sich noch fänden, an Güte den jetzigen nachstehen? —

Die Arbeiten dieser ersten Art verdienen den Nahmen der productiven vorzugsweise; theils sofern sie überhaupt Substanzen liefern, statt, daß durch die Arbeiten der andern Arten die Substanzen nur umgebildet und umgesetzt werden; theils sofern sie wahre Schöpfungen von Gewächsen und Thieren veranlassen, die das Land gar nicht, oder doch

weder in der Menge, noch von der Güte erzeugen würde. — Auch werden daher die mit solchen Arbeiten beschäftigten Menschen vorzugsweise Producenten genannt.

Die productiven Arbeiten der zweiten Art sind damit beschäftigt, den rohen Naturerzeugnissen die Form zu geben, in welcher sie zur Befriedigung der mancherlei Bedürfnisse der Menschen brauchbar werden; wir fassen alle diese Arbeiten unter dem Nahmen der Fabrikation zusammen; sie mögen noch so gemein und einfach, wie z. B. das Besenbinden, und Kohlenbrennen, oder noch so künstlich und zusammengesetzt seyn; sie mögen zum Selbstbedarf oder zum Verkauf dienen; und sie mögen von einzelnen unabhängig für sich selbst arbeitenden, oder von mehrern durch einen Unternehmer gemeinschaftlich beschäftigten Menschen betrieben werden.

Die Fabrikationsarbeit, ob zwar sie nicht mit der schöpferischen Naturkraft, welche im Pflanzen- und Thierreiche wahre Erzeugungen bewürkt, sondern bloß mit den mechanischen und chemischen Kräften zu thun hat, ist gleichwohl productiv, sofern sie den rohen Stoffen, an die sie gewandt wird, einen Werth zusetzt, der wenigstens soviel beträgt, als dasjenige, was von dem Arbeiter an

Unterhalt

Unterhalt während seiner Beschäftigung verbraucht wird. Sie ist selbst mittelbarer Weise productiv, sofern sie die vorher erwähnten eigentlichen Producenten, den Bergmann, den Jäger, den Fischer, den Landwirth, mit zweckmäßigen Werkzeugen und Maschinen versiehet, und sie dadurch in den Stand setzt, mit einer gleichen Quantität Arbeit, eine größere Quantität von Ertrag zu liefern, als es ihnen sonst möglich wäre. Dazu kommt, daß sie die Menschen überhaupt zum Gewerbfleiße mächtig reizt, indem sie das Gefühl von neuen Bedürfnissen der Bequemlichkeit und des Genusses in ihnen dadurch erweckt, daß sie ihnen die Mittel zur Befriedigung derselben vorhält. Die Fabrikanten sind die Haupterfinder der immer neuen Moden, nach welchen das Verlangen unter andern Folgen gewiß auch die hat, daß es einen starken Antrieb zur Thätigkeit denen giebt, welche die Aussicht haben, sich die Befriedigung ihres Wunsches durch ihren Fleiß verschaffen zu können.

Grade die Arbeiten der dritten Art beziehen sich auf den Handel, oder auf das Gewerbe desjenigen Einkaufs, welcher in der Absicht geschieht, wieder zu verkaufen, und durch solchen Umsatz zu gewinnen. Denn Käufe, die nicht in dieser Absicht geschehen,

so wie Verkäufe, die nicht solche Sachen betreffen, die zum Verkauf angeschafft worden sind, gehören nicht zum eigentlichen Begriffe des Handels. Wohl aber gehört dahin aller Eintausch zum Wiedervertauschen, indem ja Kauf nichts anders ist, als eine besondere Art des Tausches, nehmlich von Waare gegen Geld, das heißt, gegen Metall.

Den Handel muß man zu den productiven Arbeiten zählen, sofern er den Waaren, die er zusammenschaft, und für jedermanns Nachfrage bereit hält, einen Werth zusetzt, welcher wenigstens dem Werthe der Bemühungen gleicht, die auf diesen Zweck verwandt worden sind, und die jeder Käufer eben darum, weil man ihn solcher Bemühungen überhoben hat, bereitwillig wieder ersetzt. Eine Schiffsladung französischen Weines in Königsberg hat zu dem Werthe, welchen sie in Bourdeaux haben mogte, einen Zusatz gewonnen, der wenigstens dem vollen Betrage desselben gleicht, was die Mühe und Arbeit des Besorgens der auf diese Ladung sich beziehenden Correspondenz, Fracht und Auslagen aller Art werth sind: so wie jede kleine Portion, z. B. ein Quartier, dieses Weines, die man von Weinschänken nach Belieben jederzeit bekommen kann, zu dem Werthe, welchen

sie nach Verhältniß ihrer Größe zur Größe der ganzen Ladung hat, einen Zusatz gewinnt, der wenigstens dem Betrage dessen gleicht, was die Bemühung des für den Käufer so bequemen Bereithaltens und Ausschänkens solcher kleinen Quantitäten, vertheilt auf eine solche einzelne Portion, werth ist.

Hauptsächlich ist der Handel mittelbar productiv, sofern er die Producenten und Fabrikanten in den Stand setzt, den Ertrag ihrer Arbeit zu vergrößern: und dieß thut er auf dreifache Weise. Erstens, er erleichtert ihnen den Absatz ihrer Erzeugnisse, indem er ihnen nicht nur die Beschwerlichkeit und den Zeitverlust, die Consumenten derselben aufzusuchen, abnimmt; sondern auch früher, als der Verbrauch derselben statt finden kann, ihnen den Werth dafür giebt. Zweitens, er erweitert den Absatz, indem er für jene Natur- und Kunsterzeugnisse in aller Welt Abnehmer sucht und findet, wo die Producenten und Fabrikanten selbst solche wohl nie gefunden hätten. Schwerlich würden ohne ihn Nordamerikaner mit preußischen Federposen schreiben, oder Westindische Neger in Hemden gehen, wozu das Garn im Ermlande gesponnen ist. — Drittens, sofern er den Fabrikanten ihr Material bequemer schafft, als

sie es sich selbst schaffen könnten, sofern er sie durch Vorlegung von Mustern fremder Waaren unterrichtet, wie sie ihre Waaren machen müssen, damit solche auf entfernteren Märkten Eingang gewinnen mögen, und so fern er sie mit Vorschüssen unterstützt; kann er nicht nur zur Aufnahme schon bestehender Gewerbe, sondern selbst zur Gründung ganz neuer beitragen: wie z. B. Hamburger Kaufleute, unter welchen besonders einer, Nahmens Voght, genannt wird, die schlesische Leinenfabrikation durch Vorlegung von Mustern und durch Darreichung von Vorschüssen zuerst dahin gebracht haben, Waaren für den Markt der neuen Welt zu liefern; und wie vermuthlich holländische Kaufleute die Hauptbeförderer des Flors gewesen sind, zu welchem sich die Metallfabrikation im Sauerlande erhoben hat. Leichter, schneller und größer also macht der Handel den Absatz der Natur- und Kunsterzeugnisse, welche die Producenten und Fabrikanten liefern, und bewürkt eben dadurch die zunehmende Hervorbringung dieser Erzeugnisse selbst. —

Auch die verschiedenen Hülfsgeschäfte des Handels, sie betreffen den Kauf und Verkauf selbst, wie das Mäklergeschäfte, sammt dem Messen, Wägen und Packen, oder den Trans-

port der Handelsgüter, wie das Fuhrwesen und die Rhederey, sammt dem an diese sich anschließenden Assekuranzgeschäfte, gehören zu den productiven Arbeiten; indem ihr Werth an den Gütern, auf welche sie sich beziehen, haftet und fortdauert.

Schwerlich wird man eine productive Arbeit nennen können, die nicht zu einer oder der andern dieser drei Arten gehörte.

Was die zweite Gattung der Arbeiten betrifft; so wird man es nicht befremdend finden, wenn in dem rein-staatswirthschaftlichen Sinne, welchen der oben aufgestellte Begriff angiebt, die Berufsgeschäfte mancher der ehrwürdigsten Stände der bürgerlichen Gesellschaft für unproductiv erklärt werden. So gehört die höchste Landesregierung selbst mit allen ihren verschiedenen Diensthierarchien oder Offiziantensystemen, nehmlich mit dem ganzen Personale, welches bei dem Militair, bei der Justiz, der Policei, den Finanzen u. s. w. angestellt ist, zu den unproductiven Arbeitern, und was oben von Privatbedienten gesagt ist, gilt auch von diesen Staatsbedienten. Auch sie werden durch einen Theil dessen, was andrer Leute Fleiß hervorbringt, unterhalten. Ihre Dienste, wie ehrenvoll, wie heilsam, und wie nothwendig sie immer

seyn mögen, bringen nichts hervor, womit, wenn sie vorbei sind, nachgehends eben so viel Dienste wieder geschafft werden könnten. Der Schutz und die Sicherheit des Gemeinwesens, z. B. welche das Resultat der dießjährigen Militair-, Justiz- und Policeiverrichtungen sind, können nicht den Schutz und die Sicherheit desselben Gemeinwesens für das kommende Jahr erkaufen.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit den Berufsgeschäften mancher der wichtigsten sowohl als der frivolsten Professionen, z. B. der Sachwalter, Aerzte, Gelehrten aller Art, (wenn man die Schriftstellerarbeit ausnimmt,) eben sowohl als der Tonkünstler, Schauspieler, Operntänzer u. s. w. Alle diese Arbeiten verdienen ihren Lohn, aber die edelste und nützlichste derselben bringt so wenig als die geringste und unnützeste etwas hervor, wofür sich, wenn sie vorbei ist, nachgehends eben so viel Arbeit wieder erkaufen ließe. Des Sachwalters Arbeit z. B. erzeugt keinen neuen Werth. Das Recht, was er für Jemanden erstreitet, bezieht sich entweder auf schon vorhandene Sachen, die nur den Besitzer wechseln, oder auf Sachen, die noch erst hervorgebracht werden sollen oder dürfen, und zu deren Hervorbringung ganz andre als des

Sachwalters Arbeit nöthig ist. Eben so sind die Gesundheit, wozu der Arzt, und die Wissenschaft, wozu der Lehrer Jemanden verhilft, erstere eine körperliche, letztere eine geistige Kraft, die allenfalls auch zu productiven Arbeiten angewandt werden kann: abgesehen von dieser Anwendung aber, und als bloße Resultate der Bemühungen des Arztes und Lehrers betrachtet, sind sie nichts, als Möglichkeiten, die sich unmittelbar nicht hingeben lassen, um dafür eben so viel Arbeit wieder zu bekommen, als der Arzt und der Lehrer verwendet hatten. In dieser Rücksicht also sind die Geschäfte der erwähnten nützlichen und edeln Berufsarten unproductiv, so gut wie die Arbeit des Virtuosen, dessen Musik vergeht, indem sie gemacht wird, und nichts als die Erinnerung an das gehabte Vergnügen zurückläßt.

Die jährliche Nationalarbeit also von der productiven Gattung, angewandt auf den verschiedenen Wegen der Gewinnung von Naturalien, der Verfertigung von Fabrikaten und des Handels ist es, deren Ertrag ursprünglich den Fonds von alle dem abgiebt, was die Nation jährlich zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse sowohl, als zur Unterhaltung ihres Wirthschaftsverlages braucht. Da nun alle

Bewohner eines Landes, sie mögen productiv oder unproductiv, oder gar nicht beschäftigt seyn, von dem jährlichen Ertrage der productiven Nationalarbeit ihr jährliches Einkommen ziehen; so entsteht natürlich die Frage, in welcher Art dieser Ertrag zunächst unter die Bewohner des Landes vertheilt werde? Eine Frage, die genauer gefaßt in folgende zwei zerfällt; erstens: unter welche verschiedene Classen oder Stände wird jener Ertrag zunächst bei seiner Entstehung vertheilt? und zweitens: nach welchen natürlichen Regeln geschieht diese Vertheilung?

Alle Personen, welche bei den productiven Gewerben auf irgend eine Weise mitwürken, und unter welche daher auch der Ertrag dieser Gewerbe sich zunächst vertheilt, können in drei Classen unterschieden werden: in die Classe der Arbeiter, in die Classe der Verleger, und in die Classe der Bodeneigner. — Verleger wollen wir diejenigen nennen, welche ihren Vorrath von aufgesammeltem Einkommen zur Beschäftigung productiver Arbeiter anwenden; — Sie begehren dafür einen Antheil an dem Ertrage der durch ihren Vorschub in Gang gesetzten Arbeit, welcher Antheil ihr Profit heißt, und welcher ihnen zukommt, weil sie sonst kein

Interesse hätten, ihren Verlag zu Beschäftigung solcher Arbeit anzuwenden. —

Mit den Bodeneignern hat es eine ähnliche Bewandniß. Sogar wenn sie auf ihrem wüsten Lande Jemanden etwas zu sammeln oder zu bauen gestatten, pflegen sie von dem Ertrage der Arbeit, welche dieser mittelst seines eigenen Verlages anwendet, gleichwohl einen Antheil zu fordern, welcher Bodenrente heißt, und welcher ihnen allemal bewilligt werden muß, wenn jener Ertrag mehr werth ist, als der Lohn für die zu dessen Erlangung nöthige Arbeit, sammt dem Profit von dem dazu erforderlichen Verlage. Denn in solchem Fall werden die Bodeneigner nicht umsonst einem Andern etwas einräumen wollen, was ihnen Vortheil brächte, wenn auf eben die Art, wie er, sie selbst es für sich benutzten.

Zwar kann es seyn, daß Jemand Verleger und Arbeiter zugleich ist, wie der Fabrikant, der in seiner eigenen Werkstatt bei Verarbeitung seiner eigenen Materialien selbst mit Hand anlegt, oder sein Gewerbe wohl gar, ohne fremde Gehülfen, für sich allein treibt, oder wie der Rheder, der auf seinem eigenen Schiffe selbst als Capitain fährt. — Nicht weniger kann Jemand sein eigenes Grundstück, durch seinen eigenen Verlag mit

seinen und seiner Familie Händen bauen, und sonach Bodeneigner, Verleger und Arbeiter zugleich seyn. Aber wenn gleich einzelne Gewerbleute zu mehr als einer der gedachten Classen gehören können: so ist es doch nöthig, daß jede dieser Classen besonders betrachtet werde; theils darum, weil in jedem cultivirten Lande viele Menschen würklich blos zu einer Classe, wie z. B. gerade die meisten zu der ersten, allein gehören; theils vornehmlich darum, weil der Antheil, welcher von dem Ertrage der productiven Nationalarbeit, auf jede von jenen Classen kommt, sich nach besondern Regeln richtet. —

Der gesammte Ertrag der jährlichen productiven Nationalarbeit vertheilt sich sonach bei seiner Entstehung zunächst als Lohn unter die Arbeiter, als Profit unter die Verleger und als Grundrente unter die Bodeneigner.

Von dem Einkommen der genannten drei Classen von Personen, welche die drei wesentlichen Bestandtheile jeder Staatsgesellschaft ausmachen, fließt allen übrigen Gliedern solcher Gesellschaft ihr Einkommen zu. — Es läßt sich nehmlich das Einkommen aller einzelnen Glieder einer Nation in Ursprüngliches und Abgeleitetes unterscheiden. Ersteres entspringt aus den ersten drei Quellen,

und besteht in Arbeitslohn, Verlagsprofit und Bodenrente. Letzteres ist aus demselben abgeleitet, indem es als Zins von Darlehnen den Rentenierern, als Vergeltung für unproductive Dienste den sogenannten Salarirten oder Staats- und Privatbedienten, und als freye Gabe den Pensionisten und öffentlichen sowohl als privaten Pfleglingen, die man Freyzehrer nennen könnte, zufließt.

Was die natürlichen Regeln betrifft, nach welchen sich die Antheile der erwähnten drei Classen an dem jährlichen Ertrage der productiven Nationalbetriebsamkeit richten; oder mit andern Worten, nach welchen sich die Sätze des Lohns und des Profits und der Rente bei den verschiedenen Anwendungen der Arbeit und des Verlages und des Bodens in einem gegebenen Lande und zu einer gegebenen Zeit bestimmen, so hängt der höhere oder niedrigere Stand jedes dieser verschiedenen Sätze, theils von kurz vorübergehenden, theils von länger anhaltenden Ursachen ab, in deren genauere Betrachtung hinein zu gehen hier nicht nöthig ist.

Aber wohl verdient schon hier vorläufig ein Princip berührt zu werden, das, weil es auf der Natur des Menschen beruht, durch die ganze Staatswirthschaft herrschend ist.

Jedermann nehmlich wird durch den angebohrnen Wunsch, seinen Zustand zu verbessern, so weit er irgend weiß, darf und kann, natürlicherweise bestimmt, diejenige Anwendung seiner Arbeit, seines Verlages, und seines Bodens vorzuziehen, von welcher er sich in Betracht aller seiner Umstände den größten Vortheil glaubt versprechen zu können. Indem nun alle Glieder der Gesellschaft von demselben Wunsche belebt einer eben solchen Wahl, so weit es in ihrer Macht steht, nachgehen; so streben natürlich die Löhne aller Arten von Arbeit, die Profite bei allen Verlagsanwendungen, und die Renten von allen Benutzungen des Bodens sich in ein Gleichgewicht zu stellen; ein Gleichgewicht, welches zwar, nach Maasgabe des im Gange der Nationalwirthschaft vorgehenden Wechsels von Umständen, immer anders, und wieder anders sich bestimmen muß, aber darum nicht weniger gleichsam das beständige Ziel ist, wornach die Betriebsamkeit der Menschen, ohne daß sie es sich vorsetzen oder auch nur davon wissen, unabläßig hinstrebt. —

Nach diesen vorläufigen Erörterungen, durch deren Hülfe man sich in den folgenden Untersuchungen leichter wird orientiren können, kommt es darauf an, den Plan für

den Gang dieser Untersuchungen zu bestimmen.

Der Wirthschaftszustand einer Nation, oder das Verhältniß des jährlichen Ertrages ihrer productiven Arbeit zu der Anzahl der Menschen, die davon ihre Bedürfnisse jährlich bestreiten sollen, hängt nothwendig von zwei verschiedenen Stücken ab: erstens, von der Würksamkeit jener Arbeit; und zweitens, von der Menge derselben: das heißt, erstens, von der Einsicht, Kunst und Gewandheit, womit die Nation ihre productiven Gewerbe treibt; und zweitens, von der Anzahl ihrer Glieder, welche productiv arbeiten, in Vergleichung gegen die, welche nicht productiv oder gar nicht beschäftigt sind. In welcher Lage eine Nation, was ihren Boden, Himmelsstrich und Gebietsumfang betrifft, auch immer seyn mag; so muß in jeder solchen Lage doch allemal ihre jährliche Versorgung reichlicher oder dürftiger ausfallen, nachdem ihre jährliche Arbeit an Würksamkeit stärker, und an Menge größer ist. Sogar scheint auf den ersten dieser Umstände mehr anzukommen, als auf den zweiten. Denn während unter wilden, von Jagd und Fischfang lebenden Völkerschaften Jedermann vollauf beschäftigt ist, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse

für sich und für diejenigen unter den Seinigen zu schaffen, die sich nicht selbst helfen können; sind gleichwohl diese Völkerschaften so jämmerlich arm, daß sie nicht selten in den Fall gerathen, aus Noth ihre Kinder, ihre Alten und ihre Kranken zu tödten, oder umkommen zu lassen. Wogegen unter gebildeten Nationen eine Menge Menschen gar nicht arbeitet, deren viele den Ertrag von zehnmal und wohl von hundertmal so viel Arbeit verzehren, als die meisten unter den Arbeitern selbst; und doch ist der Ertrag der gesammten Arbeit einer solchen Nation so groß, daß oft alle ihre Glieder reichlich versorgt sind, und daß ein Arbeiter von der niedrigsten Classe, wenn er fleißig und sparsam ist, mehr Lebensgenuß hat, als irgend ein Wilder erarbeiten kann.

Was sich auf die Würksamkeit der productiven Nationalbeschäftigung bezieht, macht den Gegenstand des ersten Buches aus. Da diese Würksamkeit zunimmt, nach Maasgabe, wie die Arbeit mehr und mehr getheilt wird; so untersuchen wir zuvörderst, was die Theilung der Arbeit für Folgen nach sich zieht. Und da der Ertrag der Arbeit bei seiner Entstehung zunächst sich unter die vorher erwähnten drei Hauptclassen jeder bürgerlichen

Gesellschaft, unter die Arbeiter, Verleger und Bodeneigner, vertheilt; so betrachten wir die Sätze des Arbeitslohns, des Verlagsprofits und der Bodenrenten, sowohl in Hinsicht auf die natürlichen Ursachen, durch welche sie sich bestimmen, als in Hinsicht auf die Würkungen, welche ihr höherer oder niedrigerer Stand in dem Gange der Nationalwirthschaft hervorbringt. —

Was sich auf die Menge der productiven Arbeit einer Nation, oder auf das Verhältniß zwischen der Anzahl derjenigen von ihren Gliedern, die productiv beschäftigt, und der Anzahl derer, die nicht so beschäftigt sind, bezieht, macht den Gegenstand des zweiten Buches aus. Die Anzahl der productiv beschäftigten Menschen in jedem Lande aber richtet sich überall, erstens nach der Größe des Verlages, der angewandt wird, Arbeit in Gang zu setzen; und zweitens, nach den verschiedenen Arten der Anwendung, die von dem Verlage zu solchem Zwecke gemacht, oder nach der verschiedenen Beschaffenheit der Gewerbe, zu deren Betriebe der Verlag benutzt wird. Wir betrachten also zuerst den Verlag selbst nach seinem Wesen und seinen Bestandtheilen in wirthschaftlicher Hinsicht, und suchen die Bedingungen auf, von welchen sein

Anwachs und sonach seine Größe nothwendig abhängt. Sodann gehen wir die verschiedenen möglichen Anwendungsarten des Verlages durch, und untersuchen, wiefern jede derselben bei gleich großem Verlage, mehr oder weniger Arbeit unter dem Volk veranlasse, und einen größern oder geringern Zusatz zu dem gesammten jährlichen Nationaleinkommen hervorbringe.

Ob zwar es immer der auf Landwirthschaft, Manufacturen und Handel angewandte Fleiß und Verlag der Nationen ist, wovon ihre Bereicherung abhängt, so können doch diese drei großen Gewerbarten nach verschiedener Ordnung in Gang gesetzt werden. Es kann Landwirthschaft vor Manufacturen und Handel, es können auch umgekehrt Handel vor Manufacturen, und beide vor Landwirthschaft den Vortritt haben, und einen verhältnißmäßig größern Theil der Arbeit und des Verlages einer Nation an sich ziehen. Bei so verschiedenem Gange, den die Gewerbsamkeit nehmen kann, sind auch die Fortschritte, welche sich in Erwerbung von Reichthum machen lassen, sehr verschieden. In dem dritten Buche wird daher zuvörderst untersucht, welches der natürliche Gang der Gewerbsamkeit, das heißt, derjenige sei, welchen sie in einem

freien

freien Zustande der Dinge von selbst nimmt, und bei welchem die Fortschritte zu Reichthum am sichersten und schnellsten sind; und da fast in allen europäischen Staaten seit ihrer Entstehung ein ganz andrer Gang statt gefunden hat, so betrachten wir sowohl die Ursachen, wodurch solcher veranlaßt worden, als die Folgen, welche er nach sich gezogen hat.

Eben dieser verschiedene Gang der Gewerbsamkeit in verschiedenen Ländern und Zeitaltern hat Anlaß zu verschiedenen staatswirthschaftlichen Systemen gegeben, deren einige dem städtischen Gewerbfleiße, das ist, dem mit Manufacturen und Handel beschäftigten, andere dagegen dem ländlichen den Vorzug geben. — Diese Systeme, da sie nicht blos auf die Meinungen gelehrter Männer, sondern selbst auf die Gesetzgebung von Landesregenten Einfluß gehabt haben, verdienen vollständig dargestellt, und umständlich geprüft zu werden: und dazu ist das vierte Buch bestimmt.

Nachdem wir die allgemeine Theorie der Staatswirthschaft nach diesem Plane werden durchgegangen seyn, wollen wir versuchen die darin entwickelten Ideen und Grundsätze auf die drei großen Gewerbarten der Production,

der Fabrikation, und des Handels anzuwenden, und die verschiedenen Einrichtungen, welche in Absicht derselben statt finden können, nach dem vortheilhaften oder nachtheiligen Einflusse, den sie auf jede dieser Gewerbarten haben, im Einzelnen genau zu erforschen. Diese Untersuchungen stellen zusammen einen besondern oder angewandten Theil der Staatswirthschaft vor.

Erstes Buch.

Von demjenigen, was sich auf die Würksamkeit der Nationalbeschäftigung bezieht.

Die productiven Arbeitskräfte können verstärkt werden, so, daß eine gleiche Anzahl von Händen ein größeres Quantum von Erzeugnissen in derselben Zeit hervorzubringen vermag. Eine wesentliche Bedingung, wovon dieser Erfolg abhängt, ist, daß die Arbeit getheilt werde, oder daß verschiedene Personen sich verschiedenen Verrichtungen unterziehen, und mehr oder weniger ausschließlich widmen. Wie solche Theilung der Arbeit den hervorbringenden Kräften derselben aufhelfe, welche Schranken sie habe, und was für weitere Folgen sie nach sich ziehe, wird im ersten Abschnitt gezeigt werden.

Schon beym Anfange der bürgerlichen Gesellschaft scheiden sich, zufolge der Ungleichheit des Vermögens und Kraft des eingeführ-

ten Bodeneigenthums die Menschen, von denen die jährliche Hervorbringung des gesammten Nationaleinkommens unmittelbar abhängt, in die drei Classen, der Arbeiter, Verleger und Bodeneigner; und unter diese Classen wird der Totalertrag der productiven Nationalarbeit bei seinem Entstehen zuerst vertheilt. In welcher Ordnung, oder nach welchen Regeln diese Vertheilung natürlicherweise vor sich geht, wird im zweiten Abschnitt erklärt werden.

Erster Abschnitt.

Von der Arbeitstheilung und ihren Schranken und Folgen.

Erstes Kapitel.

Wie das Theilen der Arbeit den Ertrag derselben vermehren hilft.

Wir betrachten erst die Thatsache selbst, und suchen sodann den Grund davon auf.

Zieht das Theilen der Arbeit eine Vermehrung des Ertrages derselben natürlicherweise nach sich; so muß diese Würkung sich

in jedem besondern Falle desto sichtbarer zeigen, je weiter in demselben das Theilen der Arbeit getrieben wird. Und in der That ist es so. Das unbedeutende Geschäfte des Stecknadelmachens z. B. soll von dem fertigen Drath an gerechnet, sich in ungefähr achtzehnerlei verschiedene Verrichtungen zerlegen lassen. Wer zu diesem Geschäfte, woraus die Arbeitstheilung einen besondern Beruf gemacht hat, nicht erzogen ist, und den Gebrauch der darin angewandten Maschinerie, zu deren Erfindung wahrscheinlich dieselbe Arbeitstheilung Anlaß gegeben hat, nicht kennt, wird gewiß nicht zwanzig Nadeln in einem Tage machen können. Dagegen hat man gefunden, daß bloß zehn Arbeiter, deren einige sonach zwei oder drei von jenen achtzehn Verrichtungen übernehmen mußten, und die mit der nöthigen Maschinerie nicht einmal aufs beste versehen waren, in einer Werkstätte vereint, zusammen an 48000 Nadeln in einem Tage verfertigen konnten. Jeder von ihnen war folglich so anzusehen, als ob er den zehnten Theil oder 4800 Nadeln des Tages machte. Hätten sie aber von einander getrennt, und ohne wechselseitige Beyhülfe gearbeitet, und wäre vollends keiner von ihnen zu diesem Beruf erzogen gewesen, so könnten jeder gewiß

im ersten Fall nicht tausend, und im andern nicht zwanzig, das heißt, im ersten Fall nicht den vierten, und im andern nicht den zweihundert und vierzigsten Theil dessen verfertigt haben, was sie mittelst einer schicklichen Zerlegung und Aneinanderreihung ihrer verschiedenen Operationen zu leisten vermochten. Schon der auffallend niedrige Preiß mancher Waare, verglichen mit ihrer Künstlichkeit, beweiset klar genug, welch einen vergrößerten Ertrag die Arbeit zu liefern, durch Theilung fähig gemacht werden kann. Für weniger als einen englischen Schilling (acht gute Groschen) ist in dem theuern England ein ganzes Dutzend Taschenmesser von der gemeinsten Sorte zu haben; ein Preiß, der, wenn man ihn mit der Waare vergleicht, nur durch die wunderbare Würkung der getheilten Arbeit begreiflich wird.

Es kann Theilung der Arbeit in hohem Grade statt finden, ohne doch leicht bemerkt zu werden, wenn nehmlich die verschiedenen, einander in die Hand arbeitenden Personen nicht unter einem Dache beisammen, sondern in getrennten Wohnungen oder zerstreuten Plätzen beschäftigt sind; sey es, weil jeder verschiedene Zweig der Arbeit eine so große Menge von Händen erfordert, daß kein Werk-

haus füglich mehrere solcher Zweige in sich aufnehmen kann; oder sey es, weil die einzelnen Verrichtungen ihrer Natur nach zu heterogen sind, als daß sie mit einander verbunden werden könnten. Das erste ist der Fall beynahe in allen jenen großen Gewerben, die dem gesammten Volke seine großen Bedürfnisse liefern. So z. B. sind die Schuster gegen die Gerber, die Spinner gegen die Weber, und diese gegen die Bleicher, Färber, und Tuchbereiter viel zu zahlreich, um nicht gemeiniglich von einander getrennt zu seyn. Das zweite aber ist der Fall in fast jedem Gewerbe, wie man bald gewahr wird, wenn man alle die Materialien und Werkzeuge, deren ein Gewerbe zur Hervorbringung seiner Waaren bedarf, einzeln ihrer Entstehung nach betrachtet. Man frage sich z. B., aus wie vielerley Arbeiten die Verfertigung eines in Halbfranz gebundenen Buches (abgesehen von seinem Inhalt) zusammen gesetzt ist. Der Buchbinder braucht Leim, Alaun, Zwirn, Leder, Minium, Goldblatt u. s. w., von welchen Erfordernissen jedes durch eine mehr oder weniger lange Reihe getheilter Arbeiten hervorgebracht wird. Zum Buchdrucken sind Ruß und Oel und Papier und Lettern nöthig. Das Rußbrennen erfordert, vom Material

nichts zu sagen, einen Rauchfang, dessen Aufführung von Maurer- und Zieglerarbeit abhängt. Das Oelschlagen und Papiermachen geschieht durch Mühlwerke, deren Bau, so wie die Gewinnung des Saamens, woraus Oel gepreßt, und die Bereitung des Leinens, woraus am Ende Papier gemacht wird, eine Menge verschiedener Arbeiter voraussetzt. Der Schriftgießer braucht Kohlen und Metall, welches letztere mit den Arbeiten des Bergbaues und Hüttenwesens zusammenhängt. Kommt vollends eins oder das andere der gedachten Materialien, oder auch der hier nicht einmal erwähnten Werkzeuge, die bey allen jenen Arbeiten gebraucht werden, über See, so tritt noch ein ganzes System von getheilten Arbeiten hinzu, die bei der Seefahrt und dem Schiffbau und der Schiffsausrüstung statt finden. Und doch hat vielleicht an dem Halbfranzbande, den man in der Hand hält, von allen diesen Arbeiten keine gefehlt. Es ist natürlich, daß in jenen beiden Fällen, wo von den verschiedenen Arbeitszweigen, die zur Verfertigung einer gewissen Waare zusammen gehören, selten mehr als ein einzelner auf einmal geschehen wird, die dabei würklich statt habende Vertheilung der Arbeit weniger in die Augen fällt, und daher weni-

ger bemerkt, und eben deshalb vielleicht für geringer gehalten wird, als sie würklich ist.

Aber wie verschieden auch immer die Theilung der Arbeit in den mancherlei Künsten und Gewerben seyn mag; so sind doch die Würkungen, welche sie in allen, und in der gesammten Nationalgeschäftigkeit überhaupt hervorbringt, ganz ähnlich denjenigen, welche sie bei der oben erwähnten Verfertigung kleinerer Metallwaaren so sichtbar äußert. Ueberall, so weit sie nur eingeführt werden kann, veranlaßt sie einen verhältnißmäßigen Anwachs der productiven Arbeitskräfte, und sonach des Ertrages derselben. Folgende Bemerkungen werden diese Wahrheit in helleres Licht setzen.

a) Die Absonderung der verschiedenen Gewerbe kann ursprünglich durch nichts anderes veranlaßt worden seyn, als eben durch die Erfahrung, die man machte, mit gleicher Arbeit einer gewissen Art, wenn man sich ihr allein widmete, mehr erwerben zu können, als wenn man sich mit mehrerlei Arten von Arbeit zugleich abgab. Wer z. B. im ersten Anfange der gesellschaftlichen Cultur mehr oder weniger ausschließlich Schmiedearbeit trieb, that es darum, weil er fand, daß er auf diesem Wege mehr Lebensmittel erlangen

könne, als wenn er sich unmittelbar mit deren Gewinnung befaßt hätte. Und woher gelang ihm das? Weil Jedermann, der von ihm Schmiedewaaren eintauschte, fand, daß er solche wohlfeiler und besser von ihm bekam, als wenn er selbst sich mit deren Verfertigung neben seinen andern Arbeiten abgeben wollte.

b) Nach Maaßgabe, wie eine Nation an Betriebsamkeit und Geistescultur zunimmt, das heißt nach Maaßgabe, wie sie eifriger nach Vergrößerung des Ertrages ihrer Arbeit strebt, und die rechten Mittel dazu besser zu beurtheilen versteht, treibt sie das Theilen der Arbeit und das Absondern der verschiedenen Gewerbe immer weiter. Was in ihrem rohern Zustande das Werk Eines Mannes war, wird alsdann das Werk verschiedener Hände. Der Landwirth beschränkt sich mehr und mehr auf seine Landwirthschaft, der Handwerker auf sein Handwerk, und die zur Hervorbringung einer vollständigen Manufacturwaare nöthigen Geschäfte werden fast immer unter eine Menge von Händen vertheilt. Warum? Weil man findet, daß auf solchem Wege der Ertrag der Arbeit vergrößert wird.

c) Auch ist jene allgemeine Wohlhabenheit, welche sich in einer gut regierten Staatsgesellschaft bis auf die niedrigsten Volksclassen

erstreckt, ein augenscheinlicher Beweis von dem Erfolge, welchen das Theilen der Arbeit hat, die productiven Kräfte derselben zu verstärken, und ihren Ertrag zu vervielfältigen. Nimm die Lebenseinrichtung des gemeinsten Mannes in einem gebildeten und blühenden Lande, und zergliedere an seiner Wohnung, seinem Anzuge, seinen Geräthschaften, Speisen und Getränken Stück für Stück, so wie wir oben die Verfertigung eines Buches zergliedert haben; und du wirst finden, daß die Menge der Hände, von deren Arbeit ein Theil, wenn schon nur ein kleiner, angewandt worden ist, ihm diese Lebenseinrichtung zu schaffen, alle Berechnung übersteigt. Unmöglich könnten ihm alle diese Dinge, die er würklich gebraucht und genießt, jemals zu Theil geworden seyn, wenn sie nicht eben dadurch, daß ihre Hervorbringung unter so viel Hände getheilt ist, viel leichter, das heißt, in gleicher Menge mit viel weniger Arbeit, oder mit gleicher Arbeit in viel größerer Menge hervorgebracht würden. Diese durch das Theilen der Arbeit bewürkte große Vervielfältigung der Erzeugnisse von allen Künsten und Gewerben ist es, was jenen durchgängigen bis auf die gemeinste Volksclasse sich verbreitenden Wohlstand in gut regierten

Staaten nach sich zieht. Nehmlich jeder Werkmann hat von den Sachen, die er macht, außer dem, was er selbst davon braucht, eine große Quantität abzulassen; und da jeder andere Werkmann sich mit ihm in gleichem Falle befindet, so gelingt es ihm, eine große Quantität seiner Waare gegen eine große Quantität, oder, was einerlei ist, gegen den Preiß von einer großen Quantität ihrer Waare zu vertauschen. Indem er sie reichlich mit dem versieht, was sie bedürfen, versehen sie ihn eben so reichlich mit dem, was er bedarf: und so ergießt sich durch alle verschiedene Classen der Gesellschaft eine allgemeine Fülle.

Aber wie geht es zu, daß eine gleiche Menge Menschen, in verschiedene Verrichtungen getheilt, und jeder ausschließlich mit der seinigen beschäftigt, ein viel größeres Quantum von Erzeugnissen zu liefern fähig wird? Es kommt dieser Erfolg von drei verschiedenen Ursachen her.

Erstens von dem Ersparen der Zeit, die, wenn ein Mensch sich mit mehrerlei Arbeiten befaßt, bey dem Uebergange von der einen zur andern verlohren geht, nicht nur, wenn er die verschiedenen Arbeiten an verschiedenen Orten, sondern auch, wenn er

sie in derselben Werkstätte verrichtet. Z. B. wenn ein kleinstädtischer Tuchmacher, der etwas Ackerwirthschaft neben seinem Gewerbe treibt, ab und zu vom Webestuhl auf das Feld, und vom Felde an den Webestuhl geht, oder auch beim Mangel an Gehülfen, abwechselnd spulet und webt, auch wohl spinnt. Immer wird ein wenig gezaudert, wenn man von einer Beschäftigung aufsteht, um eine andere vorzunehmen. Man kommt bei der neuen gleich Anfangs nicht recht in Schwung, und eine gute Weile tändelt man mehr, als daß man sich herzhaft angreife; woraus am Ende Saumseligkeit und Unfleiß zur Angewohnheit werden. Die Dorfhandwerker, welche genöthigt sind, fast alle halbe Stunden ihre Verrichtungen und Werkzeuge zu wechseln, und in einem Tage wohl auf zwanzigerlei Art ihre Hände zu brauchen, werden dadurch mehrentheils langsam und träge, so daß sie, selbst bey dem dringendsten Anlasse sich selten recht angreifen können. Der Vortheil des Zeitersparens, welchen die Arbeitstheilung gewährt, ist würklich größer, als er beim ersten Anblicke scheint.

Die zweite der Ursachen, wovon der Erfolg der Arbeitstheilung herrührt, ist die Zunahme der Geschicklichkeit in jedem beson-

dern Arbeiter. So fern die Arbeitstheilung jeden Werkmann auf ein einfaches Geschäfte beschränkt, und dieß zum alleinigen Beruf seines Lebens macht, giebt sie ihm natürlich Anlaß, sich in Verrichtung desselben eine Leichtigkeit und Sicherheit zu erwerben, die unfehlbar einen vergrößerten Ertrag seiner Arbeit zur Folge hat. Die Schnelle, womit manche Operationen in gewissen Fabrikarbeiten, z. B. bei Verfertigung kleiner Metallwaaren, wie Knöpfe, Nadeln, Uhrketten, Schnallen u. s. w. verrichtet werden, übersteigt alles, was Jemand, der nie Zuschauer davon gewesen ist, der menschlichen Hand als möglich zutrauen könnte. Und nicht weniger bewundernswürdig, als die Gewandheit in allen Griffen und Bewegungen der Hand, ist die Sicherheit des Sinnengebrauchs, durch welchen der geübte Werkmann jeden auf das Wohlgelingen seiner Arbeit Einfluß habenden Umstand (wie z. B. der Färber die Veränderungen seiner Blauküpe durch den Geruch) zu beurtheilen weiß: eine Sicherheit, die, so fern sie Fehler vermeiden, und in allem richtig verfahren lehrt, eben so gut als jene Gewandheit den Arbeitsertrag vergrößern hilft, und die gleichfalls eine natürliche Frucht der Arbeitstheilung ist.

Die dritte und letzte Ursache liegt in der Erfindung von schicklichen Werkzeugen und Maschinen, und von vortheilhaften chemischen Operationen.

Jeder weiß, wie sehr Arbeit durch Maschinen erleichtert und abgekürzt werden kann, so fern dadurch Kräfte theils von Thieren und leblosen Dingen, wie Wasser, Wind und Dampf, theils von schwachen Personen, selbst Kindern und Greisen, theils endlich von kunstlosen Händen in den Stand gesetzt werden, das zu leisten, was sonst nur Menschen und starke Menschen, und kunsterfahrne Menschen, und auch wohl alle diese kaum würden leisten können. Wobei, was den letzten Umstand betrifft, klar ist, daß, wenn an Arbeitern eine Geschicklichkeit, deren Erlangung ihnen viele Zeit und Mühe kosten würde, (wie z. B. an den Buchdruckern das Schönschreiben) sich ersparen läßt, dieser Aufwand von Zeit und Mühe für andere Sachen benutzt werden kann.

Die Erfindung aller solcher Maschinen scheint ursprünglich durch das Theilen der Arbeit veranlaßt worden zu seyn. Leichtere und bequemere Mittel zur Erreichung eines gewissen Endzwecks ausfindig zu machen, gelingt Jemanden gewiß weit eher, wenn seine

ganze Aufmerksamkeit auf solchen einzelnen Gegenstand geheftet, als wenn sie unter mancherlei Dingen zerstreut ist. Zufolge der Arbeitstheilung aber wird Jedermanns Aufmerksamkeit ganz auf einen einfachen Gegenstand gerichtet. Natürlich also läßt sich erwarten, daß einer oder der andere von denen, die mit einem einfachen Arbeitszweige beschäftigt sind, leichtere und bequemere Mittel zur Verrichtung dessen, was er einzig treibt, entdecken werde. Auch sind manche recht sinnreiche Maschinen, die man in solchen Fabriken gebraucht, wo die Arbeit am meisten getheilt ist, ursprünglich von gemeinen Werkleuten erfunden worden, welche beschränkt auf irgend eine sehr einfache Operation natürlich darauf sannen, wie sich solche noch leichter und schneller verrichten ließe. Andere Maschinen und Werkzeuge, verbesserte sowohl, als neue, rühren von denen her, welche die Verfertigung derselben zu ihrem besondern Gewerbe machten, und sind in so fern ebenfalls Früchte der Arbeitstheilung. Noch andere verdankt man dem Nachsinnen derjenigen, die man überhaupt Spekulanten oder Philosophen nennen könnte, deren Beschäftigung es ist, nicht etwas zu verfertigen, sondern alles zu beobachten, und denen daher öfters glück-

liche

liche Kombinationen der verschiedenartigsten Kräfte gelingen: wovon man z. B. eine Probe an den Dampfmaschinen hat. Im Fortgange der Gesellschaft wird das Beobachten und Nachdenken, gleich jeder andern Beschäftigung, der vornehmste oder alleinige Beruf einer besondern Klasse von Bürgern. Auch theilt es sich in eine Menge verschiedener Zweige, durch welche Theilung in diesem so gut wie in jedem andern Beruf Gewandheit vermehrt, Zeit erspart, und der Ertrag der Bemühungen vergrößert wird.

Eine ähnliche Bewandniß, wie mit den Maschinen, hat es mit den Operationen chemischer Art, mittelst welcher in den Gewerben, denen sie angehören, eine gleiche Quantität Arbeit einen größern oder bessern Ertrag zu liefern fähig gemacht wird. Kann z. B. beim Hüttenwesen durch eine gewisse Behandlungsart des Erzes eine gleiche Anzahl Arbeiter eben so viel Metall, als sonst, aber mit weniger Verlust von Kohlen, oder, im Falle des Amalgamirens, von Quecksilber bereiten; so wird dadurch so gut Arbeit erspart, als wenn durch Maschinen weniger Hände fähig gemacht werden, dasselbe zu leisten, wozu sonst mehrere nöthig waren; denn in Kohlen und Quecksilber ist Arbeit enthalten. Auch

zu den Erfindungen und Entdeckungen dieser Art scheint ursprünglich das Theilen der Arbeit Anlaß gegeben zu haben. Sie rühren ebenfalls theils von Werkleuten her, theils von Spekulanten. Und wenn es letztern vorzüglich in unserm Zeitalter gelungen ist, die chemischen Gewerbe mit nützlichen Verbesserungen und neuen Entdeckungen zu bereichern; so hat man auch wohl diesen Erfolg hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß eine größere Zahl von denkenden Köpfen, als je zuvor, sich in unserm Zeitalter Forschungen dieser Art ausschließlich gewidmet, und in die verschiednen dabei vorkommenden Geschäfte immer mehr getheilt hat.

Zwar pflegen Erfindungen und Entdeckungen mechanischer so wohl, als chemischer Art gemeiniglich dem Zufall oder dem Genie zugeschrieben zu werden. Aber der Zufall treibt gewiß sein Spiel vergebens, wenn der menschliche Geist es nicht aufzufassen und zu benutzen weiß. Und was das Genie betrifft, welches allerdings manche Erfindung und Entdeckung nicht nur auf dem Wege des planmäßigen Suchens zu machen, sondern freilich auch dem Zufall abzulernen weiß; so ist die Verschiedenheit angebohrner Talente in verschiednen Menschen, genau

betrachtet, viel geringer, als man sie anschlägt; und der sehr verschiedene Kopf, der sich an Menschen von verschiednem Beruf in ihrem reifen Alter zeigt, ist in vielen Fällen nicht so wohl die Ursache davon, daß sie sich jeder auf diesen seinen Beruf gelegt haben, als vielmehr eine Wirkung davon, oder eine Folge der getheilten Arbeit. Auf jeden Fall ist das Arbeitstheilen die allgemeine und nothwendige Bedingung, ohne welche selbst, was von verschiedenen angebohrnen Gaben in verschiedenen Menschen liegen mag, sich nimmer zweckmäßig würde äußern können. Treffen solche Gaben mit einer zum spekuliren gemächlichen Lage in irgend einem Unternehmer eines bestimmten Gewerbes zusammen; so gehen dann solche Erfindungen hervor, wie Delaßalle in der Seidenweberei, Ambrosius Didot in der Buchdruckerkunst, *) Bolton in der Metallfabrikation **), und Wedgwood in der Verfertigung von Thonwaaren gemacht haben.

*) Ueber beide siehe Hamburgische Adreß-Comtoir-Nachrichten, Stück 54 und 64 vom Jahre 1804.

**) S. Nemnichs Reise.

Zweites Kapitel.

Schranken der Arbeitstheilung.

Die Theilung der Arbeit hat zweierlei Schranken: sie wird begränzt, erstens, durch die verschiedene Natur der Arbeit selbst, und zweitens, durch die Möglichkeit des Absatzes.

In manchen Gewerben geht es nicht an, weder die Arbeit so vielfältig zu theilen, noch die verschiedenen dabei vorkommenden Verrichtungen so vollständig von einander abzusondern, als es in andern möglich ist. Die Ursache davon liegt in gewissen Eigenheiten bald des Materials, (z. B. des Glases, in Vergleichung mit Metall,) bald der Behandlungsart, z. B. des Gerbens in Vergleichung mit dem Weben.

Aus beiden Ursachen gestattet Landwirthschaft, weder eine so weit gehende Theilung der Arbeit, noch eine so vollständige Absonderung der verschiedenen Geschäfte von einander, als überhaupt Manufacturen gestatten. Die Geschäfte der Viehzucht und des Getreidebaues lassen sich unmöglich so ganz von einander absondern, als der Beruf des Zimmermanns von dem Berufe des Schmiedes. Während der Spinner fast allemal eine an-

dere Person ist, als der Weber, pflegt der, welcher das Feld pflügt, egget, besäet und aberndtet, oft dieselbe Person zu seyn. Denn diese verschiednen Arbeiten sind an besondre Zeitpunkte gebunden; daher keine derselben einen Menschen anhaltend beschäftigen kann. Diese Unmöglichkeit, alle verschiedne Zweige der landwirthschaftlichen Arbeit so vollständig und gänzlich von einander abzusondern, ist vielleicht der Grund davon, daß die Zunahme der productiven Arbeitskräfte in dem Ackerbau mit der Zunahme derselben in Manufacturen nicht immer Schritt hält. Das reichere Volk übertrifft zwar gemeiniglich alle seine Nachbarn an Ackerbau sowohl als an Manufacturen; aber gewöhnlich ist es ihnen doch weniger in jenem, als in diesen überlegen. Zwar bringen seine Ländereien, weil mehr Arbeit und Verlag darauf gewandt wird, einen nach Verhältniß ihres Umfanges, und ihrer natürlichen Fruchtbarkeit größern Ertrag hervor. Aber dieß Mehr an Ertrag pflegt fast immer nur proportional dem Mehr an Arbeit nnd Kosten zu seyn. Im Ackerbau ist die Arbeit des reicheren Volks nicht allemal viel productiver, als die Arbeit der ärmeren Völker; oder wenigstens ist sie darin nie so sehr viel productiver, als in

Manufacturen. Das Korn des reichern Landes pflegt daher nicht allemal wohlfeiler bei gleicher Güte zu Markt zu kommen, als das Korn der armen Länder. Niedersächsisches Getreide ist bei gleicher Güte nicht theurer, als englisches, ungeachtet der überlegenen Opulenz und Kultur Englands über Niedersachsen.

Aber wenn gleich das arme Land, troß seiner geringern Bodenkultur mit dem reichen Lande in der Wohlfeilheit und Güte seines Getreides wetteifern kann; so kann es doch in seinen Manufacturen auf keine solche Mitbewerbung Anspruch machen; wenigstens dann nicht, wenn in Ansehung des Materials beide Länder auf gleichem Fuße stehen. Denn sonst kann allerdings der Vortheil, den ein armes Land in Ansehung des Materials hat, den anderweitigen Vortheil, den einem reichern Lande sein Reichthum giebt, überwiegen, und sonach z. B. Niedersachsen an Leinen- und Frankreich an Seidenwaaren den Britten überlegen seyn.

Die verschiedenen Arten der Arbeit mögen ihrer Natur nach noch so theilbar seyn; so kann doch die würkliche Theilung in keinem Falle weiter gehen, als die Möglichkeit des Absatzes reicht. Denn wer wird Muth oder Lust haben, sich gänzlich einer Beschäf-

tigung zu widmen, wenn er keine Möglichkeit vor sich siehet, den ganzen über seinen Selbst-Bedarf hinausreichenden Ueberschuß des Erzeugnisses seiner Arbeit gegen solche Erzeugnisse von anderer Leute Arbeit, als für ihn von einigem Gebrauche sind, auszutauschen? Der Umfang des Markts also, begränzt die Theilung der Arbeit, und die Absonderung der Gewerbe. Nur in dem Maaße, wie jener sich erweitert, können diese weiter gehen.

So sind Dorfhandwerker fast allerwärts genöthigt, sich auf alle die verschiedenen Gewerbzweige zu legen, die bloß in so fern verwandt sind, als ihr Material einerlei ist. Ein Landzimmermann giebt sich mit allem ab, was aus Holz gemacht wird; er ist gelegentlich Tischler, Drechsler, Wagner, selbst wohl Bildschnitzer. Eben so mannigfaltig sind die Beschäftigungen des Landschmiedes; er macht alles, was aus Eisen zu machen ist. Und selbst in mancher kleinen Stadt erhält sich kein Nagelschmied, weil er von den 300,000 Nägeln, die er jährlich, wenn man tausend auf einen Tag rechnet, verfertigen kann, an seinem Ort, und in der umliegenden Gegend vielleicht nicht die Hälfte abzusetzen Gelegenheit findet. Immer ist der

Mangel an sicherm Absatz der nächste Grund davon, daß in den, von der See entlegenen und schwach bewohnten Gegenden so vieler Länder, wie Rußland, Schweden, Schottland, Nordamerika, (von Neupreußen nichts zu sagen) die Gewerbscheidung wenig Fortgang gewinnt, und jede Familie fast alles, was sie selbst an Geräthschaften und Kleidungsstücken braucht, sich selbst verfertigt.

Die Erweiterung des Absatzes hängt davon ab, daß die Waare, wenn in der Nachbarschaft des Orts, wo sie hervorgebracht wird, ihre Abnehmer sich nicht vermehren, mit geringen Frachtkosten den Markt, welchen sie in der Nähe nicht findet, in weiterer Entfernung suchen könne.

Da Wasserfahrt durch die minder kostbare Fracht einen ausgedehntern Markt für jede Gattung von Gewerbfleiß eröfnet, als der bequemste Landtransport jemals gewähren kann; so sind es natürlicherweise die Seeküsten und Ufer schiffbarer Ströhme, wo Gewerbfleiß aller Art sich zu theilen und zu verbessern anfängt; und oft vergeht lange Zeit, bis diese Verbesserungen sich in die innern Gegenden des Landes verbreiten. Der Unterschied zwischen den Kosten der Landfracht, und der Wasserfracht wächst mit dem Abstande

der Plätze, zwischen welchen die Fahrt statt findet; er ist minder groß zwischen Königsberg und Danzig, als zwischen Königsberg und Stettin oder Emden. Fände kein anderes Verkehr, als zu Lande, zwischen jenen Plätzen statt; so würden sie, da nur solche Güter, deren Werth gegen ihr Gewicht sehr beträchtlich wäre, den Transport ertragen könnten, einen guten Theil des jetzt zwischen ihnen bestehenden Handels, und folglich einen guten Theil der Aufmunterung zum Gewerbfleiße, die sie jetzt einander geben, entbehren müssen. Zwischen entfernten Plätzen der verschiedenen Welttheile könnte vollends wenig oder gar kein Verkehr statt finden. Welche Waare ertrüge die Kosten der Landfracht zwischen Trankebar und Koppenhagen? Oder wenn es auch einige so kostbare gäbe, mit welcher Sicherheit könnten sie durch so vieler uncivilisirter Nationen Gebiete durchgeführt werden? Und doch besteht jetzt zwischen diesen zwei Plätzen ein nicht unbeträchtlicher Handel, und es wird dadurch, daß sie einander wechselseitig einen Markt gewähren, beider Gewerbfleiß nicht wenig ermuntert.

Natürlich also werden die ersten Gewerb- und Kunstverbesserungen dort aufkommen, wo Wasserfahrt eine ganze Welt zum

Markt für das Erzeugniß jeder Art von Arbeit eröfnet. Später werden sie sich nach den innern Gegenden des Landes verbreiten, weil diese für ihre meisten Waaren lange Zeit keinen andern Markt haben, als das längst der Seeküste, und den schiffbaren Ströhmen vor ihnen liegende Land, nach dessen Reichthum und Bevölkerung daher ihr Absatz lange Zeit sich richten, und dessen Aufnahme daher ihrer eigenen Aufnahme vorangehen muß.

Auch bestätigt sich dieß durch Geschichte und Erfahrung. Die Nationen, welche der bewährtesten Geschichte nach zuerst civilisirt worden sind, waren diejenigen, die rund um das mittelländische Meer wohnten: ein Meer, das wegen der Menge seiner Inseln, wegen der geringen Entfernung seiner Ufer von einander, und wegen seiner ruhigen Oberfläche, da es frei von Fluth und Ebbe keine anderen als Windwogen hat, ausnehmend günstig für die ersten Schifffahrtsversuche war, als man unbekannt mit dem Kompasse sich von dem Anblick der Küsten zu entfernen, und unerfahren in der Kunst des Schiffbaues sich dem brausenden Oceane anzuvertrauen, nicht wagen durfte. Und von allen Ländern an der Küste dieses Meeres

scheint Aegypten das erste gewesen zu seyn, in welchem Landbau und Manufacturen sich ausgebildet, und zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit erhoben haben. Oberägypten ist ein langes schmales Thal, welches der Nil durchströhmt, der in Unterägypten sich in eine Menge von Aermen theilt, die durch Hülfe von ein wenig Kunst eine Gemeinschaft durch Wasserfahrt nicht nur zwischen allen großen Städten, sondern auch zwischen allen beträchtlichen Dörfern, und selbst zwischen einzelnen Landhöfen scheinen gewährt zu haben; ungefähr auf eben die Art, wie es jetzt in Holland der Fall ist. Diese so weit gehende, und so bequeme inländische Schifffahrt war vermuthlich eine der Hauptursachen von Aegyptens früher Kultur. Die Busenreichen Küsten Griechenlands, und Kleinasiens, sammt dem zwischen ihnen liegenden Archipel, machen, durch die leichte Gemeinschaft, welche sie durch Wasserfahrt einander darbothen, ihre frühe Kultur eben so begreiflich. Auch scheinen, obgleich es durch keine Geschichte bewährt ist, der wir Europäer trauen können, Landbau und Manufacturen seit überaus alten Zeiten in den Gegenden Ostindiens, die der Ganges durchströhmt, und in den östlichen Provinzen

von China, wo sich die dortigen großen Ströhme münden, empor gekommen zu seyn: Gegenden, die, in Ansehung der Wassergemeinschaft, Aegypten ähnlich sind; und deren Bewohner, was merkwürdig ist, gleich den alten Aegyptern den auswärtigen Handel wenig geachtet, sondern ihren großen Reichthum ganz aus jener inländischen Schifffahrt gezogen zu haben scheinen.

Der über dem kaspischen Meere und über Indostan und China nordwärts hinliegende Theil von Asien dagegen, scheint zu allen Zeiten in dem unangebauten Zustande gewesen zu seyn, worin er jetzt ist. Kein Wunder! Seine großen Ströhme gehen in das Eismeer, das keine Schifffahrt zuläßt, und sind von einander allzu entfernt, um eine Handelsgemeinschaft abzugeben. Auch die Unkultur des innern Afrika's scheint mit dessen Mangel an Wassergemeinschaft zusammen zu hängen. Dieser Welttheil hat nichts von solchen Busen wie Südasien, und vollends wie Europa an seiner Ostsee, an dem mittelländischen, dem adriatischen, dem schwarzen, und dem weißen Meere hat; noch weniger sind seine großen Flüsse einander nahe genug, um den inländischen Verkehr zu erleichtern.

Ueberdem, selbst ein Fluß kann einer Nation wenig Handel gewähren, wenn er nicht in mehrere Aerme sich theilt, oder beträchtliche Nebenflüsse aufnimmt, oder wenn er vor seiner Mündung durch ein fremdes Gebieth läuft, wie es der Fall mit den von Rußland aus nach dem schwarzen Meere laufenden Ströhmen vormals war und mit der Donau noch ist.

Auch in der neuern Welt hat sich der Einfluß der Wasserfahrt, auf die Kultur sichtbar gezeigt. Ueberall, wo nicht Bergbau den Platz der neuen Ansiedelungen bestimmte, wie nahmentlich in Nordamerika, sind die Pflanzungen beständig der Seeküste, und den Ufern schiffbarer Ströhme gefolgt, und haben sich erst später allmälig von da nach innen verbreitet.

Drittes Kapitel.

Von dem Ursprunge und Gebrauche des Geldes, als einer Folge der Arbeitstheilung.

Wann einmal die Arbeitstheilung durchgängig eingeführt ist; so kann man durch seiner eigenen Hande Werk sich nur mit einem kleinen Theil seiner Bedürfnisse versehen.

Die zahlreichen andern schafft man sich dadurch, daß man von den Erzeugnissen seiner Arbeit dasjenige, was man selbst nicht braucht, gegen solche Erzeugnisse von anderer Menschen Arbeit, als man nöthig hat, vertauscht. Ja mancher Arbeiter kann von seiner Hände Werk gar nichts für sich selbst brauchen, und muß also seinen ganzen Lebensbedarf sich von andern durch Tausch verschaffen. Sonach lebt Jedermann durch Tausch, und die Nation wächst zu einer eigentlich handelnden Gesellschaft heran.

Aber mit dem Tauschen sind eigene Schwierigkeiten verknüpft, die den Fortgang desselben im ersten Anfange der Arbeitstheilung sehr müssen aufgehalten haben. Gesetzt, Jemand wollte für sein Schaaf Salz eintauschen. Er fand vielleicht Personen genug, die für sein Schaaf Eisen, Holz, Leder, und was sonst anzubiethen hatten, aber gerade Salz nicht. Er fand vielleicht auch mehrere, die ihm Salz ablassen wollten, aber nicht für das Schaaf, sondern für andre Sachen, die er nicht besaß, oder nicht missen konnte. Wünschte er vollends zwei- oder mehrerlei Waaren, z. B. Salz und Eisen zugleich für das Schaaf einzutauschen; so mochte er überaus oft in dem Fall seyn, für dasselbe nur

eine dieser Waaren allein, und nicht beide oder mehrere zugleich bekommen zu können; und sonach den Tausch unterlassen oder, gegen seinen Wunsch, von jeder Waare den ganzen Werth eines Schaafs auf einmal eintauschen zu müssen.

Die beiden ersten Schwierigkeiten, nehmlich, den zu finden, der für unsere Waare, die er verlangt, grade das zu geben hat, was wir begehren, und zweitens, der, indem er das hat, was wir begehren, grade die Waare verlangt, die wir ihm anzubiethen haben, mußten natürlich vom ersten Anfange der eingeführten Arbeitstheilung an jeden klugen Mann bestimmen, sich so einzurichten, daß er, neben dem besondern Erzeugnisse seiner eignen Arbeit, noch allemal etwas von einer gewissen andern Waare bei sich hätte, und zwar von einer solchen, die seines Erachtens wohl wenige Leute sich weigern möchten, gegen das Erzeugniß ihrer Arbeit einzutauschen. In Betracht der dritten Schwierigkeit aber mußte man, unter mehreren Waaren von der erwähnten Beschaffenheit diejenigen vorziehen, die sich ohne Verlust an ihrem Werthe theilen ließe, oder von welcher jede Quantität einen Werth hätte, der allemal der Quantität selbst proportional wäre.

Vermuthlich werden zu diesem Ende mancherlei verschiedene Waaren nach einander, und auch wohl zu gleicher Zeit gebraucht.

In den rohen Zeiten der Gesellschaft soll Vieh das gemeine Tauschmittel oder Handelsinstrument gewesen seyn; und obgleich es, wie die eben angeführten Beispiele zeigen, ein sehr unbequemes ist; so findet man doch häufig in alten Zeiten Dinge nach der ihnen an Werth gleichen Anzahl von Stücken Vieh geschätzt.

Nichts vom Homer zu erwähnen, nach welchem des Diomedes Rüstung nur neun, des Glaucus seine dagegen hundert Ochsen kostete; sind in den Gesetzen der alten deutschen Völker die Criminalbußen nach Vieh bestimmt. *) Biberfelle sind an der Hudsonsbay das gemeine Handelsinstrument; **) Sclaven sind es in Darfur; ***) Sclaven und zugleich eine Schneckenart, unter dem Nahmen der Schlangenköpfchen bekannt, sind es am Joliba, und in andern Gegenden von Afrika †) Salz und Pfeffer, und Stücke groben

*) Siehe Montesquieu Esprit des loix.

**) Longs Reisen.

***) Browne Reisen.

†) Mungo Parks Reisen.

groben Cottuns, alles Dreies zugleich, sind es in Abyssinien. *)

Ueberall scheinen jedoch die Menschen zuletzt wie durch eine Naturnothwendigkeit bestimmt worden zu seyn, den Metallen vor jeder andern Waare zu diesem Gebrauch den Vorzug zu geben. Und zwar sind verschiedene Metalle dazu bei verschiedenen Völkern gebraucht worden. Eisen war das gewöhnliche Handels-Instrument in dem alten Sparta, und ist es zum Theil noch gegenwärtig am Senegal; Kupfer war es unter den alten Römern; Zinn unter den Malayen: und Silber und Gold sind und waren es unter allen reichen und handelnden Nationen des Erdbodens.

Dieß Phänomen, daß alle Völker der Welt, ohne Zwang und ohne Beredung nach und nach Metall, und bei weiterm Anwachse ihres Wohlstandes Silber und Gold zu dem Mittel angenommen haben, nach welchem der Tauschwerth der verschiedenen Waaren geschätzt, und durch welches der Umsatz derselben betrieben wird, erklärt sich ganz natürlich, theils aus dem Bedürfnisse der Menschen, bei fortgehender Arbeitstheilung, ein immer vollkommneres Mittel für jenen

*) Bruce Reisen.

doppelten Zweck zu haben, theils aus den Eigenschaften, Kraft welcher die Metalle, vornehmlich Silber und Gold, vollkommner, als irgend eine andere Waarengattung, zu jenem doppelten Zwecke sich schicken. Der erste Punkt ist für sich klar; den zweiten werden folgende Bemerkungen in helleres Licht setzen.

Was zur Schätzung des Tauschwerths der verschiednen Waaren ein bequemes Mittel abgeben soll, muß vor allen Dingen überall und immer gleichartig seyn. Wo nicht, so wird man aus Mangel an einer immer gleichen Einheit die verschiednen Tauschwerthe der Waaren nicht bestimmt in Zahlen angeben können, sondern wieder ein anderes Ding nöthig haben, um das Verschiedenartige des erstern auszugleichen. Nächstdem muß es ohne Verlust theilbar seyn; so daß zwei gleich große Quantitäten davon, aus wie vielen Stücken auch die eine, und aus wie wenigen die andere bestehen mag, einander an Werth völlig gleichen, und daß sonach die Werthe verschiedner Quantitäten sich genau so verhalten, wie diese Quantitäten selbst. Denn ein anderes Verhältniß der Werthe, als dasjenige, welches die Quantitäten unmittelbar angeben, würde

immer zu schwierig und unsicher auszumachen seyn.

Das Wort Werth hat einen doppelten Sinn; es bedeutet manchmal die Nützlichkeit einer gewissen Sache, und manchmal das Vermögen, welches der Besitz jener Sache mittheilt, andere Dinge dafür zu kaufen. Den einen könnte man Gebrauchswerth, den andern hingegen Tauschwerth nennen. Dinge, welche den größten Gebrauchswerth haben, haben oft einen geringen oder gar keinen Tauschwerth; und umgekehrt. Was ist nützlicher als Wasser, aber nicht leicht läßt sich etwas dafür kaufen, oder eintauschen. Ein Diamant hingegen ist beinahe von gar keinem Nutzen; aber es kann gemeiniglich eine sehr große Quantität andrer Güter dafür eingetauscht werden.

Nun ist nicht nur jedes Metall in seiner Reinheit, an allen Orten völlig einerlei, sondern Silber und Gold haben auch Kraft ihrer Feuerbeständigkeit und ihres hohen Tauschwerths den Vorzug, daß sie mit dem Kostenaufwande von einem verhältnißmäßig viel kleinern Theile ihrer Quantität rein dargestellt werden können, als es bei den übrigen Metallen möglich ist. Der tausendste Theil des Goldes, das man aus einer Metallmi-

schung abscheidet, die nur zur Hälfte Gold enthält, ist mehr als hinreichend, die Scheidungskosten zu bezahlen. Daher auch der Werth des in solcher Mischung steckenden Goldes, bis auf den geringen Unterschied der Scheidungskosten, dem Werthe von eben so viel reinem Golde völlig gleich gilt. Und eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Silber. Aber so ist es zum Beispiel mit den edlen und kostbaren Steinen nicht, die unter gleichen Nahmen ursprünglich sehr verschieden sind, ohne daß menschliche Kunst ihre Verschiedenheit ändern kann: nichts von den Naturerzeugnissen aus dem Gewächs- und Thierreiche zu sagen, deren Beschaffenheit vielfältig mit dem Himmelsstrich und Boden wechselt.

Auch sind die Metalle fast ohne allen Verlust theilbar, zumal Silber und Gold. Denn diese mögen zerstückt oder mit andern Metallen gemischt, und sonach chemisch getheilt eyn; so lassen sich ihre Theile mit verhältnißmäßig geringern Kosten durch Schmelzung und Scheidung wieder vereinigen, als z. B. aus Glockenguth das Kupfer sich wieder gewinnen läßt. Auch diese Eigenschaft haben viele selbst gleichartige Dinge nicht. Eine Glasplatte verliehrt durch Theilung, weil

aus den Stücken das Ganze nicht ohne große Kosten durch Umschmelzung wieder herzustellen ist. Ein Edelstein verliert durch Theilung noch mehr, weil keine Kunst ihn aus seinen Theilen wieder zusammensetzen kann: was auch von dem Bernstein gilt, der gleichwohl am Senegal zum Theil als Handelsinstrument, wenigstens vormals soll gebraucht worden seyn.

Als Umsatzmittel, das man für jede Waare nimmt, um andere Waare damit wieder einzutauschen, wird eine Gattung von Dingen in eben dem Maaße brauchbarer seyn, als sie sich theils bequemer aufbewahren, theils mit weniger Beschwerde verführen, theils mit mehr Leichtigkeit übergeben und empfangen läßt. Nun giebt es, mit Ausnahme der Edelgesteine, die zum Handelsinstrument aus den vorhin angeführten Ursachen nicht tauglich sind, keine Art von Dingen, welche mit weniger Verlust und Kosten aufbewahrt und verführt werden könnte, als Silber und Gold; weil keine weniger irgend einem Verderbnisse unterworfen ist, und einen größern Werth in kleinen Massen enthält, als sie. Vermöge dieser zwiefachen Eigenschaft der Unvergänglichkeit und Kostbarkeit also, geben sie vor allen andern Din-

gen ein höchst bequemes Umsatzmittel ab. Und die andern Metalle nehmen in beiderlei Betracht den nächsten Rang nach ihnen ein.

In Ansehung des Uebergebens und Empfangens hingegen sind zwar Silber und Gold, bei ihrem Gebrauche als Handelsinstrument ursprünglich mit einer doppelten Schwierigkeit verknüpft; mit der Schwierigkeit erstens, sie genau zu wägen, und zweitens ihre Feine zu probiren. Das Geschäft des Wägens ist bei den edlen Metallen, wo der kleinste Unterschied an der Quantität einen sehr großen Unterschied in dem Werthe macht, selbst wenn man mit sehr genauen Gewichten und Waage versehen ist, überaus mühsam, zumal bei dem Golde. Noch schwieriger und verdrießlicher ist das Geschäft des Probirens; indem ohne förmlichen Läuterungsproceß sich über den Feingehalt eines gegebenen Stückes Silber oder Gold nie mit Gewißheit urtheilen läßt. Aber gegen diese doppelte Beschwerde bieten die edeln Metalle selbst ein Hülfsmittel an durch ihre Eigenschaft, sich mit unauslöschlichen und ihrem Werthe ganz unnachtheiligen Zeichen bedecken zu lassen, das ist, durch ihre Prägbarkeit: eine Eigenschaft, die ihnen freilich mit andern Metallen, aber sonst mit keiner andern eben

so dauerhaften Art von Dingen gemein ist. Werden nun Stücke Metall von bestimmtem Gewicht, und von bestimmter Feine mit einem Stempel bedeckt, der ihr Gewicht und ihre Feine zuverläßig bescheinigt; so wird das Geschäfte des Uebergebens und Empfangens, da die Metallstücke weder gewogen noch probirt zu werden brauchen, in ein bloßes Zählen, oder, bei großen Quantitäten gleicher Stücke, deren Zählung zu mühsam ist, in ein bloßes Wägen verwandelt.

So erklärt sich die Erscheinung, daß in allen Ländern beim Fortgange ihrer Kultur Metalle zum Handelsinstrument erwählt worden sind, und zuletzt Silber und Gold. Denn selbst die Völker, welche mit einem andern Metall anfingen, nahmen dazu bei der Erweiterung ihres innern und äußern Verkehrs Silber und Gold, und behielten das andere Metall nur für die kleinern Umsätze bei.

Jedes dieser Metalle scheint ursprünglich zu dem gedachten Zwecke bloß in rohen Barren, ohne allen Stempel, gebraucht worden zu seyn. Hatte doch Rom, bis auf des Servius Tullius Zeit, kein geprägtes Metall; und entbehren doch Japan und China noch jetzt des geprägten Silbers und Goldes, ob-

gleich sie sich dieser Metalle zu ihren Zahlungen bedienen. Vermuthlich mochten die ersten öffentlichen Stempelungen des in einem Lande gangbaren Metalls wohl nur dessen Güte oder Feine bewähren sollen; etwa wie noch jetzt die Probemarken, womit das in irgend einer Stadt verfertigte Gold- und Silberzeug zum Beweise seines vorschriftmäßigen Feingehalts, oder womit die in dem großen Handel vorkommenden Gold- und Silberbarren zu gleichem Zwecke bestempelt werden. Erst späterhin half man auch der Beschwerde des Wägens ab, indem man Stücke von bestimmtem Gewicht aus Metall von bestimmter Güte zur Bequemlichkeit des Tragens, in platte Cylinder formte und beide Seiten sowohl als manchmal auch den Rand mit einem Gepräge bedeckte, welches nicht bloß den Feingehalt, sondern auch das Gewicht bewähren sollte.

Die Benennung jedes solchen Stücks scheint ursprünglich das Gewicht desselben ausgedrückt zu haben. Der Französische Livre enthielt zu Karls des Großen Zeit ein Pfund Troygewicht, und das Englische Pfund Sterling enthielt zu Eduard des Ersten Zeit ein Pfund Towergewicht Silber von bekannter Feine. Auch enthielten Französische und Eng-

lische Pfennige ursprünglich ein würkliches Pfenniggewicht, nehmlich den zwanzigsten Theil einer Unze, oder den zweihundert und vierzigsten Theil eines Pfundes von solchem Silber. Und eine gleiche Bewandniß hatte es ursprünglich mit dem, was die deutschen Völker ihre Mark nannten, die ursprünglich ein halbes Pfund, und deren jeder Theil einen gleichnahmigen Theil vom halben Pfunde an Gewicht enthielten. Aber es giebt wohl kein Land, wo nicht Habsucht und Ungerechtigkeit der Regierungen das Zutrauen der Unterthanen gemißbraucht, und nach und nach das würkliche Metallquantum, welches ursprünglich in ihren Münzen enthalten war, vermindert hätten. Das römische As, welches ursprünglich ein römisches Pfund guten Kupfers enthielt, wog am Ende der Republik nur eine halbe Unze, das ist, den vier und zwanzigsten Theil seines anfänglichen Gewichts. Die Französischen Livres und Pfennige enthielten, als in unsern Tagen an ihre Stelle die Franken und Centimen traten, nur etwa den sechs und sechzigsten Theil; die englischen Pfunde und Pfennige Sterling enthalten gegenwärtig nur etwa den dritten Theil ihres ursprünglichen Werths; und die Marken und Pfennige, wo sie noch

als Münze sich erhalten haben, in der Lübschen und Dänischen Währung, nur den vier und dreißigsten Theil desjenigen Quantums von reinem Silber, welches durch ihre Benennung angedeutet wird.

Mittelst dieses Kunstgriffs, den Münzen Metall zu entziehen, aber ihnen die alten Nahmen zu lassen, konnten Regierungen mit einer kleinern Quantität Silber als sonst nöthig gewesen wäre, ihre Verbindlichkeiten dem Anschein nach erfüllen. Dem Anschein nach ward volle Zahlung geleistet. In der That aber wurden diejenigen, welche die Zahlung empfingen, um einen Theil dessen, was ihnen gebührte, betrogen. Und eben so ging es allen andern Gläubigern, die von ihren Schuldnern eine dem Nahmen nach gleiche Summe in solcher neuen schlechtern Münze für das wieder erhielten, was sie in der alten bessern ausgeliehen hatten. Solche Operationen sind daher jederzeit zum Vortheil des Schuldners und zum Schaden des Gläubigers ausgeschlagen, und haben zuweilen eine größere und durchgängigere Umkehrung in den Vermögensumständen der Privatpersonen hervorgebracht, als nur durch irgend eine schwere Landplage könnte verursacht worden seyn.

Dieß ist der Ursprung der Münzen, deren einziger Gebrauch darin besteht, daß sie als Handelsinstrument dienen, um mittelst derselben Güter aller Art zu kaufen und zu verkaufen, oder gegen einander auszutauschen. Sie sind, was man Geld im engern Sinne des Wortes nennt. Denn im weitern Sinne darf man Geld alles nennen, was und so fern es mehr oder weniger allgemein, sowohl zur Schätzung des Tauschwerths als zum Mittel des Umsatzes der Waaren gebraucht wird. *) In diesem Sinne sind Silber und Gold in Japan und China, wenn schon nicht Münze, doch würkliches Geld, so gut, wie in Europa die Gold- und Silberbarren und die ungeprägten Thaler und Gulden der Girobanken. Dagegen waren jene Metalle in Peru und Mexico vor Ankunft der Europäer nicht Geld, weil sie zu

*) Was bloß zu einem dieser beiden Zwecke allein gebraucht wird, wie Stockfische in Neufundland, Tabak in Virginien, Cochenille in Mexico, Zucker in Westindien, zwar häufig als Umsatzmittel, aber nicht leicht zur Schätzung des Werths der Waaren, oder wie die Macuten (geflochtene Schürzen) in Congo und Angola vielleicht noch zu diesem letztern, aber nicht mehr zu jenem erstern Zwecke gebraucht werden, sollte man nicht Geld nennen.

jenem doppelten Zwecke, wenigstens regelmäßig, nicht gebraucht wurden.

Selbst jetzt noch giebt es in Amerika viele rohe Völkerschaften, die nicht nur Silber und Gold, sondern durch die europäischen Kolonien, auch Münze sehr wohl kennen, ohne doch in ihrem innern Verkehr Gebrauch davon zu machen.

Natürlich wird Niemand etwas gegen Geld, das unmittelbar kein Bedürfniß befriedigt, austauschen, wenn er nicht sicher ist, für dieß Geld, dasjenige, was er eigentlich braucht, eintauschen zu können. So weit es an dieser Sicherheit fehlt, muß der unmittelbare Tausch, wenn sich dazu Gelegenheit findet, natürlich dem Verkauf gegen Metallgeld vorgezogen werden. Das Bedürfniß des Metallgeldes für den innern Verkehr kann sich unter einer Nation nur in dem Maaße verbreiten, als Theilung der Arbeit und Absonderung der Gewerbe vorangehen, Handel aufkommt, und reiche d. i. überflüßig mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehene Personen Silber und Gold zu Pracht und Schmuck häufig einzutauschen begehren, oder gar Regenten diese Metalle durch Auflagen von ihren Unterthanen einfordern. Dagegen wird nun zwar

der Gebrauch des Metallgeldes den weitern Fortgang der Arbeitstheilung, und der Gewerbtrennuug unfehlbar befördern; sofern er den Absatz vermehren oder den Markt erweitern hilft. Aber auch nur so fern er diese letztere Würkung hervorbringt, kann er zu jener erstern Anlaß geben. Und alle die Umstände, welche, trotz dem eingeführten Gebrauche des Metallgeldes die Zunahme des Absatzes hindern, hemmen auch den Fortgang der Arbeitstheilung, und aller damit zusammenhängenden Verbesserungen. *)

*) Nur in diesem beschränkten Sinne ist das alles richtig, was Büsch (in seinem Werke vom Geldumlauf, zweite Ausgabe, Band 1. S. 52 bis 61.) als natürliche Folgen von der Einführung des Metallgeldes umständlich angiebt.

Viertes Kapitel.

Von dem wesentlichen und dem nahmentlichen Tauschwerthe der Waaren oder von ihrem Sachpreiße und Geldpreiße.

Ein Quantum der Waare, nach welcher man die Tauschwerthe aller übrigen schätzt, wird, so fern es einem Quantum irgend einer andern Waare im Tausche gleich gilt, der Preiß von diesem genannt. An der Hudsonsbay, wo der Tauschwerth jedes Dinges nach Biberfellen geschätzt wird, heißt daher eine Anzahl Biberfelle der Preiß von dem Gewicht Schießpulver, oder von dem Maaße Brandtwein, gegen das sie vertauscht, oder dem sie an Werth gleich gehalten wird. Und überall, wo Silber oder Gold das allgemeine Schätzungsmittel ist, besteht sonach der Preiß einer Waare in der Quantität reinen Silbers oder Goldes, welche der Waare beim Kaufen gleich gilt. Obschon gewöhnlich dieser Preiß in gemünztem Gelde ausgedrückt wird, so sind doch zwei gleichnahmige Summen Geldes nur dann einerlei Preiß, wann sie gleich viel reines Silber oder Gold enthalten. Und wenn also in verschiedenen

Zeiten und Ländern mancherlei Münzen vorkommen, die zwar einerlei Nahmen führen, aber an Gewicht oder an Feingehalt verschieden sind; so muß man sich allemal erinnern, daß unter dem Geldpreiße lediglich die Quantität reinen Silbers oder Goldes, wofür die Waare feil ist, zu verstehen sey, und man muß sonach z. B. 3$\frac{4}{7}$ Sechser altpreußischen Geldes nach der Marienburger Münzordnung vom Jahre 1528 als einerlei Geldpreiß mit funfzehn Sechsern oder einem Thaler jetzigen Geldes ansehen, weil in jenen ziemlich genau eben so viel Silber enthalten war, als in diesen.

Die Gleichheit an Tauschwerth zweier Dinge wird durch das übereinstimmende Urtheil der Tauschenden oder des Käufers und Verkäufers entschieden, für die, so fern sie den Tausch oder Kauf vollziehen, solche würklich statt findet. Aber dieß ihr Urtheil kann, gleich jedem andern, mehr oder weniger entweder auf persönlichen Eigenheiten, oder auf würklich in den Dingen selbst liegenden Gründen beruhen. Und nach Maaßgabe dieses Unterschiedes wird dasselbe, verglichen mit andrer Menschen Urtheil, mehr oder weniger davon abweichen, oder damit übereinstimmen; und wird folglich auch der Preiß,

welchen es entscheidet, mehr oder weniger bloß privatgültig, (wie z. B. der Preiß der Vorliebe und der Preiß, der rohe Völker auf Glaskorallen und andern europäischen Tand setzen) oder allgemeingültig seyn.

Marktpreiß wollen wir denjenigen Preiß nennen, für welchen eine Waare zu irgend einer Zeit insgemein verkauft wird. Wie großen Schwankungen er auch unterworfen seyn mag nach Maaßgabe des schwankenden Verhältnisses zwischen dem Begehr der Käufer, und dem Angebot der Verkäufer; so muß es doch allemahl eine Grenze geben, unter die er nicht sinken kann, ohne daß die Waare allmählig vom Markte wegbleibt. Und diesen Preiß, den tiefsten, bei welchem die Waare noch fortfahren kann zu Markt zu kommen, und der sich nicht weiter erniedrigen läßt, ohne daß ihre Erzeugung und Lieferung nach und nach abnimmt, und zuletzt aufhört, wenigstens da, wo der Uebergang von einem Gewerbe zum andern erlaubt ist, und der heranwachsenden Generation die Wahl ihrer künftigen Beschäftigungen frei steht, nennen wir den Naturpreiß der Waare: ein Kunstausdruck, der weiter nichts, als den angegebenen Begriff bezeichnen soll.

Wenn

Wenn eine gleiche Quantität Silber oder Gold nicht immer und überall einen gleichen Werth hat; so sind die Verhältnisse zwischen den Geldpreißen eines Dinges in verschiedenen Zeiten und Ländern mit den Verhältnissen zwischen den Werthen dieses Dinges in jenen Zeiten und Ländern nicht nothwendig einerlei. So z. B. könnte irgendwann der Geldpreiß einer Waare zweimal so hoch stehen, als hundert Jahre zuvor; und doch würde daraus nicht folgen, daß ihr Werth sich verdoppelt hätte; er könnte derselbe geblieben, könnte sogar gesunken seyn, wenn, während jener Zeit der Werth des Silbers entweder auf die Hälfte oder noch tiefer gefallen wäre. Und eben so könnte der Geldpreiß eines Dinges, z. B. einer gemeinen Tagearbeit, anjetzt in Mexiko höher denn hier stehen, ohne daß darum der Werth des dortigen Arbeitslohnes den Werth des hiesigen überträfe; wenn nehmlich der Geldpreiß jener Tagearbeit dort nur um so viel höher denn hier wäre, als der Werth des Silbers dort niedriger denn hier ist. Der Satz also, daß die Werthe der käuflichen Dinge mit den Geldpreißen derselben in einer genauen Proportion stehen, beruht auf der Annahme, daß eine gleiche Quantität Silber oder Gold einen gleichen

Werth habe. Das ist nun allerdings der Fall auf demselben Markt und zu derselben Zeit. Aber auch nur auf demselben Markt und zu derselben Zeit. Denn auf weit von einander entlegenen Märkten, und vollends in weit abstehenden Zeitaltern kann der Werth des Metalls, wie weiter unten erhellen wird, sehr ungleich seyn. Für diese Fälle kann daher auch jene Proportion nicht gelten.

Wenn es also darauf ankommt, auch in diesen Fällen die Werthe der käuflichen Dinge zu messen; so ist dazu ein Schätzungsmittel nöthig, das seiner Natur nach einen unveränderlichen Werth hat. Nur wenn dasselbe so beschaffen ist, werden die damit gemessenen Werthe der Dinge den ihnen gleich geschätzten Quantitäten jenes Mittels überall und immer proportional seyn. Den durch ein solches Mittel ausgedrückten Preiß einer solchen Waare wollen wir ihren Sachpreiß nennen. Er unterscheidet sich vom Geldpreiße dadurch, daß dieser, nur dem Nahmen nach, jener aber in der That, einen überall und immer gleichen Werth angiebt; welchen man daher Realwerth, so wie den durch einen Geldpreiß ausgedrückten dagegen Nominalwerth nennen kann.

Allemal aber ist, wenn bloß vom Preiße schlechthin gesprochen wird, der Geldpreiß gemeint.

Nach diesen Erklärungen soll nun untersucht werden,

I. wie der Sachpreiß eines käuflichen Dinges wenigstens annäherungsweise gefunden werden kann;

II. von was für Ursachen die Veränderungen des Geldpreißes überhaupt betrachtet abhängen; worauf

III. Anwendungen von den gefundenen Resultaten auf bestimmte Fälle gezeigt werden sollen.

I.

Vom Sachpreiße.

Es giebt etwas, das für den Menschen in allen Zeitaltern und Ländern einen wesentlichen, ursprünglichen, unwandelbaren Werth hat, und das ist die Freiheit und Ruhe, die er aufopfern, und die Mühe und Beschwerde, die er übernehmen muß, wenn er arbeitet. Dieser Werth, welchen die Arbeit für jeden hat, der sie leistet, beruht nicht, wie der Werth so manches andern Dinges, auf Phantasie, sondern auf unmittelbarer Empfindung. Er ist nicht von etwas

Anderm abgeleitet, vielmehr ist er die Quelle, woraus allem Andern ursprünglich Werth zufließt. Er ist es, der, indem er sich den Resultaten der Arbeit mittheilt, ihnen das Hauptelement ihres Werths giebt. So weit die Menschennatur überall und immer wesentlich dieselbe ist, muß auch der auf diese Natur sich gründende Werth der Arbeit überall und immer wesentlich derselbe seyn.

In allem diesem Betracht zeigt sich Arbeit, und zwar, um sie bei ihrer großen Verschiedenartigkeit genauer zu bestimmen, vornehmlich Arbeit von der gemeinsten Art wohl dazu geeignet, das Schätzungsmittel abzugeben, dessen man zur Bestimmung der Realwerthe des Silbers und Goldes selbst sowohl, als aller andern käuflichen Dinge bedarf. Und wir können sonach das Quantum gemeiner Menschenarbeit, dem eine Waare beim Kauf oder Tausche gleich gilt, für ihren Sachpreiß erklären.

Zwar läßt sich gegen die Anwendbarkeit dieses Schätzungsmittels einwenden, daß selbst die gemeinsten Arten der Arbeit, wie Pflügen, Graben, Lasttragen, und dergleichen, kein genugsam bestimmtes, sich immer gleiches Maaß als Einheit zur Messung der

Realwerthe darbieten können, in so fern die Kräfte der Arbeiter ungleich sind. Denn nimmt man eine bestimmte Zeit, z. B. eine zwölfstündige Dauer von solcher Arbeit zur Einheit an; so wird in derselben Zeit mit gleicher Anstrengung eine schwächere Person weniger leisten, als eine stärkere: und wenn jene grade so viel als diese leisten soll; so muß jene sich härter anstrengen, als diese. Bei gleichem Resultat der Arbeit eines jeden von mehreren an Stärke verschiednen Arbeitern also wird der Werth ihrer Arbeit, so fern er nicht bloß nach der aufgeopferten Zeit, sondern auch nach der empfundenen Beschwerde geschätzt werden soll, ungleich seyn; so wie dagegen, bei gleichem Werth der auf solche Weise geschätzten Arbeit, das Resultat derselben ungleich seyn wird.

Aber dieser Einwand trifft mehr den Werth der Arbeit an sich betrachtet, der freilich allemal auf dem Urtheil des Arbeiters beruht, als ihren Tauschwerth, von welchem hier allein die Rede ist, und welcher durch das übereintreffende Urtheil des Arbeiters und seines Beschäftigers entschieden wird.

Denn indem ersterer bloß auf das Beschwerliche seiner Arbeit, und letzterer bloß auf das Resultat derselben siehet, vereinigen

sie sich natürlicherweise über den Tauschwerth derselben in der Art, daß dasjenige, was ein Arbeiter von gewöhnlichem Schlage mit gewöhnlicher Anstrengung leistet, von beiden Seiten als Norm angenommen wird: eine Norm, die hinlänglich genau für jeden praktischen Zweck, und die in der That bei Bestimmung des Geldpreißes der Arbeit allgemein üblich ist. Und wenn man nun gleichwohl an einem solchen Maaße des Sachwerths keine mathematische Bestimmtheit findet; so muß man bedenken, daß auch dasjenige, was damit gemessen werden soll, nehmlich der Realwerth der käuflichen Dinge, keine mathematische Größe, sondern etwas von Empfindungen abhängiges ist, worüber das Urtheil nur durch Uebereinstimmung mit dem Urtheil Anderer Gültigkeit erhält.

Wäre es darum zu thun, die Realwerthe käuflicher Dinge mit Arbeit unmittelbar zu messen; so fände noch ein anderer Einwand statt.

Es giebt Gattungen von Arbeit, höchst verschieden an Beschwerlichkeit und an Kunst, so daß manche in Einer Stunde mehr angreift, als eine andere in zwei, und daß manche einstündige von hoher Kunst, deren

Erlernung vielleicht zehn Jahre gekostet hat, mehr Mühe enthält, als eine monathliche von kunstloser Art. Wie will man nun diese verschiedenen Grade von Beschwerlichkeit und Kunst mit gemeiner Arbeit messen? Und da fast jede Waare, wie anderwärts gezeigt werden wird, in ihrem Tauschwerth außer der Arbeit, wodurch sie hervorgebracht worden, auch noch einen Profit von dem auf ihre Hervorbringung angewandten Verlage und eine Rente von dem zu ihrer oder ihres Materials Erzeugung gebrauchtem Boden enthält: wie will man diese Bestandtheile ihres Werths mit Arbeit messen? Wie vollends den Werth von solchen Stücken des rohen Naturfonds, an welchen nichts von Arbeit gewandt ist, wie z. B. eines Torfmoors oder natürlichen Waldes? — „So wie man den Werth aller dieser Dinge mit Silber mißt, wenn man sie für Geld kauft:" könnte man gerade zu auf diesen Einwand antworten. Weiß man nur den Werth des Silbers mit gemeiner Arbeit zu messen; so wird man auch alle Werthe, die das Silber mißt, mit solcher Arbeit messen können. Und genauer, als die Messung mit Silber in den Geldpreißen jedesmal geschieht,

braucht die Messung mit Arbeit in den Sachpreißen nicht zu seyn.

Aber der Einwand trift den Zweck unseres Problems nicht. Wir suchen bloß ein Mittel, wie wir aus den Geldpreißen, welche dieß oder jenes käufliche Ding in verschiedenen Zeiten und Ländern gegolten hat, die Realwerthe desselben in solchen Zeiten und Ländern ausfindig machen können. Dieser Zweck ist erreicht, so bald die Realwerthe des Silbers in jenen Zeiten und Ländern entdeckt sind. Es kommt also bloß darauf an, daß man diese zu entdecken wisse. Es giebt kein besseres Mittel, den Realwerth des Silbers in jeder Zeit und Gegend zu entdecken, als wenn man ihn nach dem Quantum gemeiner Menschenarbeit (unter Bestimmungen, die bald näher angegeben werden sollen) schätzt, welches mit einem gegebenen Quantum Silber in solcher Zeit und Gegend einen gleichen Tauschwerth hat. Hätte man irgendwann für ein Loth Silber oder $\frac{7}{8}$ eines hiesigen Thalers dreimal so viel gemeiner Arbeit zu Gebot gehabt, als jetzt; so war damals der Realwerth des Silbers dreimal höher; und was unmittelbar daraus folgt, so war damals der Geldpreiß solcher Arbeit dreimal niedriger als

jetzt. Das Verhältniß zwischen den Geldpreißen der gemeinen Arbeit also giebt umgekehrt das Verhältniß zwischen den Realwerthen des Silbers an, und mit jenem hat man also zugleich dieses.

Gesetzt nun, daß man den Geldpreiß gemeiner Arbeit, den wir kurzweg Geldlohn nennen wollen, aus irgend einer alten Zeit kenne, aus welcher der Geldpreiß einer Waare gegeben ist, deren damaligen Sachpreiß, in Vergleichung mit dem jetzigen, man zu wissen verlangt; so giebt es zu diesem Zweck ein leichtes Mittel. Man verwandele mittelst des bekannten Geldlohns den gegebenen Geldpreiß der Waare in das Quantum gemeiner Arbeit, dem sie damals gleich galt. So wie dieß Quantum Arbeit sich zu dem verhält, welchem die Waare jetzt gleich gilt; so verhält sich ihr damaliger Sachpreiß zu dem jetzigen. Oder man multiplicire jenen gegebenen Geldpreiß der Waare mit derjenigen Zahl, welche angiebt, wie vielmal höher oder niedriger der damalige Realwerth des Silbers gegen den jetzigen war. Fände man z. B. daß um die Zeit der Säcularisirung Preussens der Silberwerth in diesem Lande dreimal höher war, als jetzt; so wird das Triplum des damaligen Geldpreißes je-

der Waare sich zu ihrem jetzigen Geldpreiße verhalten, wie ihr damaliger Sachpreiß zu dem jetzigen. Eine Elle Sammet, wenn sie damals doppelt so viel Silber kostete, wie jetzt, war, ihrem Sachpreiße nach, sechsmal so theuer als jetzt. Ein Scheffel Roggen, wenn er den dritten Theil seines jetzigen Mittelpreißes galt, hatte denselben Sachpreiß, wie jetzt; und ein Maaß Brennholz oder Kohlen, wenn es den sechsten Theil des jetzigen Preißes galt, war seinem Sachpreiße nach damals gegen jetzt um die Hälfte wohlfeiler.

Aber diese Methode findet man von sehr beschränktem Gebrauch in der Anwendung, wenn man bedenkt, was alles dazu erfordert wird, wenn aus dem Verhältnisse zwischen den Geldpreißen gemeiner Arbeit in verschiedenen Zeiten und Gegenden auf das Verhältniß zwischen den Realwerthen des Silbers in solchen Zeiten und Gegenden mit einiger Genauigkeit soll geschlossen werden können.

Es wird dazu erfordert, daß man auf beiden Seiten jenes Verhältnisses gemeine Arbeit habe, die nach Art und nach Stunden gleich, und verrichtet von freien Menschen, bloß mit Geld allein belohnt, und zwar nach dem in jeder verschiedenen Zeit und Gegend gewöhnlichen Satze belohnt sey.

Je nachdem von diesen fünf Bedingungen mehr oder weniger, auf einer oder der andern Seite fehlen, wird aus einem solchen mangelhaften Verhältnisse der Geldpreiße der Arbeit auch nur ein mangelhaftes Verhältniß der Sachpreiße des Silbers folgen; und sonach werden auch alle daraus berechneten Sachpreiße von käuflichen Dingen mangelhaft seyn. Nun aber finden sich bei Angaben von Arbeitslohn s lten jene Erfordernisse beisammen. Grade die Gattung von gemeiner Arbeit, die sich unter allen wegen ihrer Gleichförmigkeit am besten zum Schätzungsmittel des Silbers schicken würde, die ländliche nehmlich, war im klassischen Alterthum großentheils, und im Mittelalter fast überall das Loos unfreier Menschen, und ist es in vielen Gegenden noch. Ueberdem pflegt ihr Lohn, selbst wenn sie von freien Leuten verrichtet wird, meistens nicht in Geld allein zu bestehen, sondern zum Theil in Deputatstücken, zum Theil in allerlei Realitäten, wie Wohnung, Viehweide, Gartenland und dergleichen, die dem Arbeiter unter dem wahren Werth vermiethet werden. Und in Städten, zumal in größern, ist der Lohn der gemeinen Arbeit oft plötzlichen Schwankungen ausgesetzt, bei denen man leicht seinen gewöhnlichen

Satz verkennen kann; zu geschweigen, daß auch allda mancherlei Nebenvortheile für den Arbeiter, und selbst die Armenanstalten, so fern er auf ihren Beistand im Nothfall rechnet, Einfluß auf Verminderung des Tagelohns haben: wie es z. B. in England sichtbar der Fall ist. Dazu kommt noch, daß Geschichtschreiber und Schriftsteller über Länder- und Völkerkunde selten Nachricht vom Arbeitslohn geben, oder nicht bestimmt genug, um daraus den Sachpreiß des Silbers abnehmen zu können. In allem diesem Betracht ist freilich die Anwendung der erwähnten Methode sehr beschränkt; indessen wird sie, bei der Aufmerksamkeit, womit man in neuern Zeiten den Arbeitslohn zu betrachten angefangen hat, sich gewiß kräftig erweitern.

Aber es giebt noch eine andere Methode, das vorliegende Problem zu lösen. Sie besteht darin, daß man aus dem Verhältnisse zwischen den Durchschnittspreißen des Korns von zwei langen z. B. dreißig- oder vierzigjährigen Zeiträumen das Verhältniß zwischen den Realwerthen, welche das Silber während jener Zeiträume gehabt hat, zu entdecken sucht. Diese Methode reicht weiter, weil die Kornpreiße viel besser, als die

Preiße der Arbeit, bekannt sind; auch Nachrichten davon selbst aus åltern Zeiten sich häufiger in Archiven sowohl, als bei Schriftstellern, finden. Dagegen aber gelten die Resultate, welche sie liefert, nur unter einer besondern Bedingung.

Wir untersuchen nun erstlich den Grund, auf welchem die Methode beruht, und zeigen dann die Bedingung, wodurch die Gültigkeit ihrer Resultate beschränkt wird.

Es liegen dieser Methode zwei Voraussetzungen zum Grunde. Die erste ist, daß der jährliche, das heißt der Kornpreiß, welchen der Durchschnitt aus allen Marktpreißen des ganzen Erntejahres für einen gewissen Marktplatz angiebt, von drei Stücken abhange; nehmlich vom Ausfall der Ernte, von den Handelskonjunkturen, und von dem Werthe des Silbers. Die zweite Voranssetzung ist, daß der Einfluß, welchen die guten und schlechten Ernten sowohl als die günstigen oder ungünstigen Handelskonjunkturen auf den Kornpreiß haben, in je zwei Perioden von dreißig oder vierzig Jahren als im Ganzen gleich einerlei angenommen, oder mittelst der Art, wie man die Durchschnittspreiße solcher Perioden berechnet, ausgeglichen werden kön-

ne. Dieß vorausgesetzt, werden allerdings je zwei solcher Durchschnittspreiße, wenn in ihnen von jenen drei Stücken, welche überhaupt den Kornpreiß bestimmen, die beiden ersten ausgeglichen sind, das dritte Stück allein, nehmlich das Verhältniß zwischen den Werthen, die das Silber während jeder solchen Periode gehabt hat, richtig angeben.

Es ist nothwendig, daß, wenn man auf diesem Wege das Verhältniß der Silberwerthe finden will, der Einfluß des Wechsels der Ernten sowohl als der Handelskonjunkturen auf den Kornpreiß abgesondert werde. Denn

a) der auf eine Mißernte folgende Aufschlag des Kornpreißes beweiset kein Sinken des Silberwerths; sondern er rührt von einem höhern Realwerth des Korns selbst her. So fern nehmlich in einem Mißjahre mit gleich viel Arbeit weniger Korn als sonst, und folglich ein Scheffel Korn mit mehr Arbeit als sonst erzeugt ist, muß er auch mehr Arbeit, das heißt, einen höhern Sachpreiß gelten; und er wird ihn unfehlbar finden, weil die inländische Nachfrage nach Korn, als dem Hauptnahrungsmittel des Arbeiters, in einem Mißjahre nicht viel geringer, als sonst, seyn kann, und ihre Befriedigung kei-

nen Aufschub leidet. Eben darum aber, weil dann das Korn einen höhern Sachpreiß hat, wird es auch einen höhern Geldpreiß finden. Denn wie ungleich auch der jährliche Ertrag der Silberminen ausfallen mag; so kann doch das Silber seinem Realwerthe nach nicht so jährlich wechseln, wie das Korn, aus dem einfachen Grunde, weil das in einem Jahr producirte Silber keinesweges in demselben, oder den nächsten zwei Jahren konsumirt wird, wie das Korn. Indem also, während eines Mißjahres, der Silberwerth bleibt, wie er war, der Sachpreiß des Korns aber größer wird, muß auch der Geldpreiß des Korns, oder die Quantität Silber, die einer Quantität Korn (z. B. einem Scheffel) im Tausche gleich gilt, größer werden. Auf ähnliche Weise verhält sich alles umgekehrt in dem entgegengesetzten Fall einer überreichen Ernte. Und es ist also nothwendig, daß der Einfluß, den die guten und schlechten Ernten auf den Kornpreiß haben, abgesondert werde, wenn man die Veränderungen des Silberwerths aus den Kornpreißen rein herausbringen will.

b) Dasselbe gilt von dem Einflusse, welchen die Handelskonjunkturen, so fern sich dadurch die Nachfrage des Auslandes nach

unserm Korn bestimmt, auf den Preiß desselben haben. Es hängen aber diese Konjunkturen ab, theils von der Ungleichheit der Ernten im Auslande, theils vom Kriege, so fern er die Konsumtion vergrößert und die Produktion stöhrt. Und es ist für sich klar, daß auch durch diese beiden Ursachen, ganz unabhängig von aller Veränderung des Silberwerths, Variationen in dem Kornpreiße bewirkt werden können, die man daher absondern muß, wenn man jene richtig erkennen will.

Es scheint aber auch wohl möglich, alle die Veränderungen des Kornpreißes, die aus andern Ursachen, als dem veränderten Silberwerth entspringen, von denen, die lediglich diesem zuzuschreiben sind, mittelst Berechnung der Durchschnittspreiße aus langen Zeiträumen abzusondern. Denn so fern man den Wechsel unserer Ernten als etwas rein Zufälliges betrachtet, darf man wohl annehmen, daß er bei langen Zeiträumen im Ganzen ziemlich nahe sich ausgleichen werde; und zwar desto mehr, je länger die Zeiträume sind. Dasselbe gilt von dem Wechsel der Ernten im Auslande. Und was die Kriegskonjunkturen betrift; so sind sie zwar noch regelloser, als die Witterung selbst: aber dafür

für scheinen sie auch, wenn man den Schauplatz des Krieges selbst ausnimmt, gewöhnlich weit geringeren Einfluß auf den Kornpreiß zu haben, als die Mißernten. Wird nun aus den Jahrespreißen eines dergleichen Zeitraums, mit Weglassung außerordentlich abweichender Preiße, die von Ursachen herrühren, welche in einem andern Zeitraum nicht vorkommen, der Durchschnitt gezogen, oder wird daraus nach einer eignen Methode ein solcher Mittelpreiß berechnet, zu dessen Bestimmung die einzelnen Jahrespreiße gerade in dem Maaße weniger beitragen, als sie weniger vom Silberwerth abhängen; so wird das Verhältniß solcher Mittelpreiße des Korns für einerlei mit dem umgekehrten Verhältniß der Silberwerthe gehalten werden können. Und in so fern scheint die zweite jener beiden Voraussetzungen, auf welchen diese Methode beruht, sich hinlänglich zu rechtfertigen.

Zwar ließe sich gegen den eben erwähnten Schluß, und sonach gegen die erste jener Voraussetzungen der Einwand machen: ob nicht, wenn der Durchschnittspreiß des Korns von einer Periode sich höher fände, als von einer andern, vielmehr angenommen werden müsse, daß der Realwerth des Korns selbst

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

um so viel gestiegen, als daß der Realwerth des Silbers um so viel gesunken sey. Aber dieser Einwand hält nicht Stich. Denn der Zufall kann gediegene Silbermassen oder ganze Stockwerke von überreichen Silbererz entdecken lassen, aus welchen eine gleiche Quantität dieses Metalls vielleicht mit halb so vieler Arbeit als sonst, und folglich mit halb so vielem Korn, so fern dieß den Hauptunterhalt der Berg- und Hüttenleute ausmacht, gewonnen werden kann. Nun wird zwar das solchergestalt mit halben Kosten gewonnene Silber freilich nicht so fort auf den halben Tauschwerth sinken, weil der jährliche Ertrag der Silberernte nicht in demselben oder dem nächsten Jahre verbraucht wird; aber es müssen doch, wenn eine solche Veränderung im Großen beim Silberbau vorgeht und anhält, die Folgen davon mit der Zeit zunächst in dem Lande, das die Bergwerke besitzt, und von da weiter hin in alle Länder, mit denen es in Handelsverkehr steht, sich verbreiten, und es wird der Tauschwerth des Silbers sonach, wenn ihn nicht andere Ursachen halten, unfehlbar herunter gehen. Dagegen wird Korn nie anders als durch Menschenarbeit erzeugt, und gleich viel Arbeit bringt bei gleichem Boden

und Clima, gewiß weit näher gleich viel Korn, als gleich viel Silber, im Ganzen genommen, hervor; und zwar unangesehen des verschiedenen Grades der Bodenkultur. Denn obschon eine gleiche Quantität Arbeit, unmittelbar auf den Boden gewandt, bei besserem Kulturstande desselben einen verhältnißmäßig größeren Ertrag liefert; so ist dafür auch dieser bessere Kulturstand selbst das Resultat von mehr vorangegangener Arbeit gewesen; und wenn auch, bei noch höher steigender Kultur, eine gleiche Quantität Arbeit, unmittelbar auf den Kornbau gewandt, vielleicht einen verhältnißmäßig kleinern Mehrertrag an Korn bewirkt; so kommt sie dafür auch wieder den andern Gewächsen, die der Boden abwechselnd nach Korn trägt, zu gut, und vergilt sich durch den Mehrertrag, den sie an diesem schafft. Auf jeden Fall ist also beim Kornbau weit eher auf eine Proportion zwischen Ertrag und Arbeit im Ganzen zu rechnen, als beim Silberbau, dessen Ertrag, so weit er hauptsächlich von der Ergiebigkeit der entdeckten Minen abhängt, eine Sache des reinen Zufalls ist. Und weit eher läßt sich folglich auch annehmen, daß die aus langen Zeiträumen gezogenen, und von dem Einflusse des Wechsels der Ernten sowohl

als der Handelskonjunkturen gehörig isolirten Korndurchschnittspreiße das Verhältniß der reellen Silberwerthe für jene Zeiträume angeben werden.

Aber wenn sie auch das Verhältniß zwischen den Sachpreißen des Silbers, d. i. zwischen den Quantitäten dieses Metalls, die mit einer und derselben Quantität Arbeit gleichen Werth gehabt haben, im Allgemeinen noch so richtig angeben; so kann dieß Verhältniß doch mit demjenigen, welches würklich in einem gegebenen Lande statt gefunden hat, nur unter der Bedingung einerlei seyn, wenn von allen andern, den Geldlohn der Arbeit bestimmenden, Ursachen abgesehen, oder eine völlige Gleichheit dieser Ursachen vorausgesetzt, und sonach angenommen wird, daß in beiden Zeiträumen, die man mit einander vergleicht, der Gang der Nationalwirthschaft derselbe gewesen, und folglich auch das Auskommen, das dem Arbeiter in seinem Lohne zu Theil ward, sich im Ganzen gleich geblieben sey. Denn nur unter dieser Bedingung wird der Geldlohn in eben dem Maaße größer oder kleiner gewesen seyn, als der Silberwerth tiefer oder höher gestanden.

Aber wenn in beiden Zeiträumen die Na-

tionalwirthschaft nicht denselben Gang gehalten hat, sondern schneller in dem einem, als in dem andern fortgeschritten, oder gar in dem andern unverändert geblieben oder rückgängig geworden ist; so wird das Verhältniß zwischen den Silberwerthen, welches zufolge der Geldlöhne gemeiner Arbeit in beiden Zeiträumen würklich statt gehabt hat, von demjenigen, welches die Korndurchschnittspreiße angeben, sehr abweichen können. Denn nach Maaßgabe, wie die Nationalwirthschaft mehr oder weniger schnell fortschreitet, und folglich die Nachfrage nach Arbeitern über die Bewerbung um Arbeit ein mehr oder weniger großes Uebergewicht erhält, muß dem Arbeiter ein reichlicheres Auskommen gewähret, und folglich, damit er sich solches anschaffen könne, ein höherer Geldlohn gegeben werden. Geräth dagegen die Nationalwirthschaft in Abnahme, so muß der Arbeiter bei dem Uebergewicht der Bewerbung um Arbeit über die Nachfrage nach Arbeitern, sich mit einem dürftigern Auskommen, und folglich mit einem kleinern Geldlohn begnügen. Und zwar wird beides allemal statt finden, es mag das Korn seinem Durchschnittspreiße nachstehen, wie es wolle. Eben daraus erklärt sich die Erschei-

nung, daß bisweilen in einem Lande, wo das Korn im Ganzen theurer ist, der Arbeitslohn niedriger, und dagegen höher in einem Lande steht, wo das Korn überhaupt wohlfeiler ist. So stand er z. B. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tiefer in Frankreich, als in England, und steht jetzt noch höher in Nordamerika als in England, wohin von dort Getreide so häufig zu Markt geht. Und woher diese Anomalie? Weil Frankreich damals minder schnell als England, und England selbst jetzt minder schnell als Nordamerika zu Reichthum fortschreitet. Natürlich steht der Arbeitslohn, wie anderwärts genauer gezeigt werden wird, am höchsten da, wo der Fortschritt zu Reichthum am schnellsten, und sonach das Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeitern, über die Bewerbung um Arbeit am stärksten ist.

Mit einem solchen Steigen und Sinken des Arbeitslohnes, welches der verschiedene Gang der Nationalwirthschaft in verschiedenen Zeiträumen nach sich zieht, selbst wenn die Durchschnittspreiße des Korns dieselben sind, ist aber nicht zu verwechseln dasjenige Steigen und Sinken des Geldlohns, welches der höher oder niedriger gehende Durchschnittspreiß des Korns verursacht, selbst während

der Gang der Nationalwirthschaft derselbe bleibt. Ersteres macht, daß der Arbeiter in dem größern oder kleinern Geldlohn würklich ein besseres oder schlechteres Auskommen erhält; letzteres hingegen macht, daß er bloß das nehmliche Realauskommen erhält, zu dessen Erlangung er natürlich mehr oder weniger Geld braucht, nachdem der Preiß des Korns, als seines Hauptbedürfnisses, im Durchschnitt höher oder tiefer steht.

Es können demnach die Getreidedurchschnittspreiße aus zwei Zeiträumen bloß dasjenige Verhältniß zwischen den Geldlöhnen der Arbeit oder den Sachpreißen des Silbers angeben, welches statt fände, wenn der Gang der Nationalwirthschaft in beiden Perioden derselbe wäre. Dagegen können sie die von einem veränderten Gange der Nationalwirthschaft herrührenden Aenderungen, welche der Geldlohn der Arbeit, und sonach der Sachpreiß des Silbers während der einen oder der andern Periode erleidet, keinesweges angeben. Und in diesem Betracht ist es, daß die Resultate, die sie liefern, nur von beschränkter Gültigkeit sind.

Bei allen bisherigen Betrachtungen über den Sachpreiß ist der Werth der Arbeit als unwandelbar, der Werth des Silbers hinge-

gen als veränderlich angenommen worden. Aber ganz anders kommt uns gemeiniglich beides vor, wenn wir andere für uns arbeiten lassen oder Menschen in Beschäftigung setzen. Uns dünkt dann dieselbe Quantität Arbeit bald von größerm bald von kleinerm Werthe zu seyn, nachdem wir sie bald mit mehr, bald mit weniger Geld bezahlen; und sie scheint uns gleich allen andern Dingen im Preiße zu wechseln. Nach dieser gemeinen Vorstellung kann man der Arbeit einen Sachpreiß sowohl als einen Geldpreiß zuschreiben, und sagen: letzterer bestehe in der Quantität Geldes, die der Arbeiter als Lohn empfängt; ersterer dagegen in der Quantität von Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens, die er sich für jenen Lohn anschaffen kann; so daß er demnach gut oder schlecht belohnt, wohlhabend oder dürftig ist, nach Proportion nicht des Geldpreißes, sondern des Sachpreißes seiner Arbeit. Und wir werden uns gelegentlich der Ausdrücke von Sachlohn und Geldlohn in diesem Sinne bedienen; ohne darum der vorher erwähnten einzig richtigen Ansicht das Geringste zu vergeben.

Wie fern der Werth derselben Arbeit nicht nur nach dem Urtheil des Arbeiters,

sondern auch nach der Natur der Sache allemal derselbe sey, geht aus dem, was oben darüber angeführt ist, klar genug hervor: welchen Veränderungen dagegen der Werth des Silbers unterworfen sey, soll nun umständlicher gezeigt werden.

II.

Allgemeine Theorie der Geldpreiße.

Da jeder Geldpreiß eine Gleichung ausdrückt zwischen dem Tauschwerth eines käuflichen Dinges, und dem Tauschwerth einer Quantität Metall; so muß man, wenn man die Ursache, wovon er abhängt, vollständig erkennen will, auf beide Stücke sehen, auf das Metall sowohl, als auf das käufliche Ding: und sonach kommen hier zwei Fragen vor:

1. Wodurch bestimmt sich der Tauschwerth des Metalls?
2. Wodurch bestimmen sich, abgesehen von allem Metall, die Tauschwerthe der verschiedenen Waaren?

Der Tauschwerth des Metalls beruhet theils auf den Hervorbringungskosten desselben, theils auf der Nachfrage; von welchen

zwei Stücken, das erstere den Naturpreiß, das andere den Marktpreiß desselben bestimmt. Nehmlich

A. Allemal muß das Metall auf dem Markt wenigstens den Werth wiederfinden, den es selbst gekostet hat; das heißt den Werth dessen, was an Arbeit sowohl, als an Verlag auf den Berg- und Hüttenbetrieb zur Gewinnung des Metalls verwendet worden ist. Denn reicht der Werth, den ein gegebenes Quantum, z. B. ein Pfund Silber auf dem Markt beim Ankauf von Dingen aller Art wiederfindet, nicht hin, den Lohn von der daran verwendeten Arbeit sowohl, als den zur Darreichung solches Lohns, und zur Anschaffung aller andern Erfordernisse des Berg- und Hüttenbetriebes nöthigen Verlag mit dem gehörigen Profit zu erstatten; und zwar so, daß jener Lohn sowohl als dieser Profit nicht geringer ausfällt, als er bei andern Anwendungen von Arbeit und von Verlag üblich ist: so hört die Metallieferung auf. Vermöge der Natur der Dinge selbst also steht allemal ein Minimum von Tauschwerth oder ein Naturpreiß des Metalls vest, der nicht anders heruntergehen kann, als wenn entweder ergiebigere Minen entdeckt, oder wohlfeilere Methoden

des Berg- und Hüttenbetriebes eingeführt werden.

B. Ueber diesen Naturpreiß wird der jedesmalige Marktpreiß mehr oder weniger steigen, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage nach Metall mehr oder weniger zunimmt: das heißt, nach Maaßgabe, wie man dasselbe mit Gütern aller Art häufiger einzukaufen, oder, was einerlei sagt, Güter aller Art gegen dasselbe begieriger zu verkaufen sucht. Denn Waaren um Metall verkaufen, heißt Metall mit Waaren kaufen. Offenbar aber wird diese Nachfrage nach Metall zunehmen, wenn der Ertrag der Ländereien, Werkstätten und produktiven Arbeiten, oder das Total aller Verkäuflichkeiten bei den verschiednen Nationen anwächst, die mit einander beim Ankauf des Metalls in Concurrenz kommen können. Denn nach Maaßgabe, wie dieß anwächst, vergrößert sich nicht nur ihr Vermögen Metall zu kaufen, sondern auch ihr Bedürfniß mehr Metall zu haben, und zwar theils zu Münze, wovon eine größere Menge für den Umsatz jenes größern Totals von Waaren erfordert wird; theils zu Schmuck und Geräthschaften, wovon eine größere Menge für die größere Anzahl begüterter Personen ein natürlicher Gegenstand

des Verlangens ist. Allemal ist das für verkaufte Güter gelösete Metall bestimmt, entweder wiederum andere Güter damit zu kaufen, (in welchem Fall es als Geld dient, sey es in Form von Barren, sey es von Münzen,) oder Schmuck und Geräthe zu liefern; in welchem Fall es als Metall gebraucht wird. Der Anwachs des reellen Einkommens und Vermögens der verschiedenen Nationen also strebt, indem er die würksame Nachfrage nach Metall vermehrt, den Marktpreiß desselben über den Naturpreiß in eben dem Maaße mehr oder weniger zu heben, als er selbst mehr oder weniger groß wird.

In Ansehung dieser Ursachen, welche den Tauschwerth jedes Metalls bestimmen, findet zwischen den edlen Metallen und den unedlen ein doppelter Unterschied statt; der Verbrauch der edlen, da sie dauerhafter sind und mehr geschont werden, ist minder stark. Gleichwohl sind auch sie einer würklichen, obzwar verhältnißmäßig geringeren, Konsumtion unterworfen. Durch Goldschlägerarbeit, durch Plattirung und Feuervergoldung, durch Tressen, Borten und Stickerey, durch das Abscheuren der Münzen und der vielerlei Geräthschaften von Gold und Silber wird jährlich nicht eine unbedeutende

Quantität dieser Metalle so gut wie vernichtet; nicht wenig davon verunglückt beim Transport auf der See; nicht wenig wird in Ländern, wo Sicherheit des Eigenthums fehlt, wie in der Türkei, und in den meisten Gegenden von Asien und von Nordafrika, und vielleicht selbst jetzt noch, in Betracht des unfreien Landvolks, hie und da in Rußland, vergraben. Ohne beständige Zulieferung also würde der einmal vorhandene Vorrath davon eben so unfehlbar, wenn schon langsamer, einschwinden, als der Vorrath der andern Metalle.

Nächstdem haben Silber und Gold, vermöge ihres viel höheren Tauschwerthes, den Vorzug, daß ihre Fracht, mit einem verhältnißmäßig viel kleineren Theile ihrer Masse bestritten werden kann, als die Fracht der andern Metalle, welches zwei merkwürdige Folgen nach sich zieht.

Ersteres, daß der Einfluß, welchen die reichsten Minen, wo sie auch immer seyn mögen, auf das Schicksal aller übrigen in allen Ländern der Welt haben, beim Silber und Golde viel größer, als bei den andern Metallen ist. Der Unterschied zwischen der Ergiebigkeit der reichsten amerikanischen, und der ärmeren europäischen Gold- und Sil-

bergruben braucht nicht groß zu seyn, um die Fracht dieser Metalle von dort hieher zu vergüten; und ist er größer, und wird nicht etwa die Gewinnung dieser Metalle dort durch hohe Regalabgaben vertheuert, und dagegen hier durch alle mögliche Begünstigung von Seiten des Staats, und vielleicht auch durch gewisse Nebenbenutzungen erleichtert, welche sich von den Erzen hier machen lassen, aber dort nicht; so muß der Bau solcher Gruben hier stocken und eingehen: ein Schicksal, das eben jetzt dem Silberbau bei Kongsberg in Norwegen aus dieser und keiner andern Ursache bevorsteht. Dagegen könnte die größtmögliche Ergiebigkeit von Bleiminen um Nertschinsk den Bau deutscher Bleiminen nicht stören; so fern sie nimmer die Fracht dieses Metalls von dort hieher vergüten könnte. Und eine ähnliche Bewandniß hat es verhältnißmäßig mit den übrigen Metallen. Wozu noch kommt, daß kein Staat jemals die Einfuhr fremdes Silbers oder Goldes, zum Besten seiner inländischen Gold- und Silberbergwerke verbietet oder beschränkt, obgleich mehr als einer die Einfuhr fremdes Eisens, Kupfers, und anderer Metalle zum Besten seines inländischen Bergbaues zu beschränken oder zu verbieten

den Einfall gehabt hat: eine Inkonsequenz, deren Rüge paradox scheint, aber sich wohl nicht leicht anders, als durch Sophisterei möchte abfertigen lassen.

Eine zweite Folge von dieser leichten Transportirbarkeit des Goldes und Silbers ist, daß der Marktpreiß dieser Metalle in jedem Lande weit mehr von der Nachfrage aller in Handelsgemeinschaft stehenden Länder des Erdbodens abhängt, als der Marktpreiß der andern Metalle. Durch die Nachfrage der Südasiaten nach Eisen kann der Marktpreiß des Steiermärkschen Eisens in den Europäischen Ländern, wohin es geht, nicht steigen; sofern die Fracht nach Südasien dieß Metall zu sehr vertheuern würde, als daß es dort Absatz finden könnte: aber durch ihre Nachfrage nach Silber und Gold, so fern ihnen diese Metalle selbst von Amerika her, trotz der weiten Fahrt, noch immer wohlfeiler gestellt werden können, als aus ihren eigenen oder aus andern näher gelegenen Bergwerken, kommt unfehlbar der Marktpreiß dieser Metalle d. i. ihr Tauschwerth gegen Waaren aller Art in Europa, so wie überall, höher zu stehen, als er sonst stände.

Aus diesen Sätzen ergeben sich folgende Schlüsse:

Angenommen, daß, während eines halben Jahrhunderts, der jährliche Ertrag des Bodens und Fleißes bei allen in Handelsgemeinschaft stehenden Nationen, sich im Ganzen wenig oder gar nicht ändere: daß aber, während dieser Zeit, die Gold- und Silberminen, aus welchen die Handelswelt mit diesen Metallen hauptsächlich versorgt wird, entweder anhaltend ergiebiger als vormals ausfallen, oder anhaltend eine geringere Ausbeute liefern: was werden in jedem dieser beiden Fälle die Folgen seyn?

In dem ersten Fall wird, so wie der Naturpreiß des Metalls abnimmt, auch sein Marktpreiß nach und nach abnehmen, und zwar zunächst in den Ländern, denen die Bergwerke gehören; von wo aus sich das Sinken des Metallwerths weiter hin in andern Ländern nach Maaßgabe des Verkehrs, welches zwischen jenen und diesen, und zwischen diesen unter einander statt findet, verbreiten wird; freilich werden die Producenten des Metalls, wenn schon es ihnen weniger kostet, dafür eben so viel wie sonst haben wollen, aber nicht bekommen können.

Ihr

Ihr zunehmendes Angebot von Gold und Silber zum Verkaufe, oder mit andern Worten, ihre zunehmende Nachfrage nach Gütern und Arbeiten aller Art, die sie für ihr Metall verlangen, während diese Güter und Arbeiten nicht häufiger, als sonst, vorhanden sind, bringt den Tauschwerth des Metalls verhältnißmäßig herab, da sie gemeinhin finden, daß eine größere Quantität Metall, mit einem mäßigeren Profit abgesetzt, ihnen doch noch mehr einbringt, als eine kleinere Quantität mit einem höhern Profit, (so fern nur nicht genau in demselben Verhältnisse wie die Quantität kleiner ist, auch der Profit höher ist,) und daß z. B. tausend Thaler, mit zehn Prozent reinem Profit abgesetzt, doch mehr einbringen, als hundert Thaler mit reinem Profit von funfzig oder neunzig Prozent. Und was von den ersten Händen gilt, in welche das aus den Bergwerken neu gezogene Metall kommt, das gilt auch von den zweiten, dritten und allen folgenden Händen, die dasselbe nach und nach empfangen. Wird aber darum, weil der Tauschwerth des Metalls sinkt, alles Erkäufliche, seinem Geldpreiße nach, theurer; so muß diese Vertheurung sich nach und nach auf alle Waaren gleichmäßig er=

strecken: ein Erfolg, welchen man auch in der Erfahrung finden wird, wenn man die Veränderungen gehörig in Anschlag bringt, welche in dem Tauschwerthe mancher Waaren aus andern Ursachen, deren bald gedacht werden wird, vorgehen können. In allem Betracht wird mit der Zeit der Erfolg derselbe seyn, als wenn alle Münzen, unter beibehaltener alter Benennung, in eben dem Verhältnisse als der Metallwerth gesunken wäre, an Gehalt vermehrt würden, und in diesen Münzen dem Nahmen nach eben so viel bei allen Zahlungen erlegt würde, als man sonst in der vormaligen Münze hätte erlegen müssen.

In dem andern Fall wird mit dem steigenden Naturpreiße des Metalls nach und nach auch dessen Marktpreiß steigen, weil die bei dem fortgehenden Verbrauch desselben erforderliche Zulieferung geringer ausfallen, und gleichwohl die Nachfrage darnach, bei dem sich gleich bleibenden Total von Verkäuflichkeiten, unverändert anhalten würde. Die Käufer des Metalls, oder mit andern Worten, die Verkäufer von Gütern und Arbeiten aller Art werden solche zwar zu eben so hohen Geldpreißen, als vormals, ausbringen wollen, aber nicht können. Sie werden

das ursprünglich theuere Metall nicht anders bekommen, als wenn sie es theurer bezahlen, das heißt, ihre Verkäuflichkeiten dagegen wohlfeiler lassen. Und zwar wird dieß von dem steigenden Tauschwerthe des Metalls herrührende Sinken der Geldpreiße sich auf alles Erkäufliche gleichförmig erstrecken.

Der Erfolg wird mit der Zeit derselbe seyn, als wenn man bei allen Zahlungen dem Nahmen nach eben so viel Geld als man sonst hätte geben müssen, aber in Münzen gäbe, die, unter einerlei Benennung, in demselben Verhältnisse, wie der Metallwerth gestiegen wäre, an Gehalt vermindert worden wären.

Angenommen, während eines eben so langen Zeitraums bleibe der Zustand der Minen, welche die Handelswelt mit Gold und Silber versorgen, ungeändert; dagegen aber werde der Ertrag des Bodens und Fleißes aller in Handelsgemeinschaft stehenden Länder, und sonach das Total ihrer Verkäuflichkeiten im Ganzen entweder vermehrt, oder vermindert: was werden in jedem dieser zwei Fälle die Folgen seyn?

Im ersten Fall wird, so wie der dingliche Reichthum oder die Masse der Verkäuflichkeiten in dem einen oder dem andern je-

ner Länder wächst, zugleich die Nachfrage nach Metall zunehmen. Und da der Naturpreiß des Metalls der Voraussetzung nach gleichförmig fortdauert, so wird, kraft jener zunehmenden Nachfrage der Marktpreiß desselben steigen. In eben dem Verhältnisse aber, wie der Tauschwerth des Metalls steigt, müssen die Geldpreiße alles Erkäuflichen sinken. Der Anwachs des dinglichen Reichthums in den verschiedenen Ländern also strebt, für sich betrachtet, das Metall theurer, oder alle Waare gegen dasselbe wohlfeiler zu machen. Und zwar müssen die Geldpreiße aller Waaren, abgesehen von den Veränderungen, welche in dem Tauschwerth der einen oder der andern aus besondern Ursachen vorgehn, wohlfeiler werden, selbst in einem Lande, in welchem Kraft der Vermehrung seines dinglichen Reichthums die Masse des vorhandenen Metalls an Münze sowohl als an Geräthe noch so stark zunimmt. Die zunehmende Menge Goldes und Silbers in solchem Lande kann, unter den erwähnten Voraussetzungen, den Tauschwerth des Goldes und Silbers eben so wenig erniedrigen, oder alles Erkäufliche, dem Geldpreiße nach, vertheuern, als der in solchem Lande zunehmende Vorrath an Kupfer, und

Zinn den Tauschwerth dieser Metalle ernie-drigen kann. Unfehlbar strebt die mit dem wachsenden Wohlstande der verschiedenen Län-der wachsende Nachfrage nach Kupfer und Zinn den Tauschwerth dieser Metalle zu er-höhen; so daß, wenn er gleichwohl anhal-tend sinkt, dieß nicht von der vermehrten Menge dieser Metalle in jenen Ländern her-kommt, sondern davon, daß ergiebigere Mi-nen, oder ein wohlfeilerer Berg- und Hüt-tenbetrieb den Preiß dieser Metalle tiefer senken, als ihn die wachsende Nachfrage he-ben kann.

In dem andern Fall wird, so wie der dingliche Reichthum der in Handelsgemein-schaft stehenden Nationen durch Verarmung der einen oder der andern im Ganzen ab-nimmt, allmählich auch die Nachfrage nach Metall im Ganzen abnehmen. So wie aber diese abnimmt, muß der Marktpreiß des Me-talls sinken: er könnte sogar bis auf sein Minimum oder auf den Naturpreiß herab-gehen; nur tiefer nicht, weil sonst nothwen-dig die Metalllieferung stocken würde, bis er sich wieder hergestellt hätte.

Die reelle Verarmung eines oder des an-dern Landes also oder der Verfall seiner Bo-denkultur und seiner Gewerbsamkeit strebt,

an sich betrachtet, das Metall wohlfeiler oder alle Waare gegen dasselbe theurer zu machen. Und zwar müßten, abgesehen von den in dem Tauschwerthe mancher Waaren anders woher entstehenden Veränderungen, die Geldpreiße alles Erkäuflichen höher in solchem Lande gehen, selbst wenn zufolge seines Verfalls sein Gold- und Silbervorrath an Münze sowohl als an Geräthe fortgehend abnähme.

Die Vermehrung des Goldes und Silbers in einem Lande kann von zwei ganz verschiednen Ursachen herrühren. Entweder erstens davon, daß der Tauschwerth jener Metalle, sey es wegen ergiebigerer Minen, sey es wegen im Ganzen verringerter Nachfrage sinkt. Oder zweitens davon, daß der reelle Reichthum, das heißt, die Masse von Verkäuflichkeiten, in dem Lande wächst. Die erste dieser Ursachen für sich allein strebt den Geldpreiß alles Erkäuflichen zu erhöhen; die zweite für sich allein strebt denselben, indem sie den Marktpreiß des Metalls durch zunehmende Nachfrage steigen macht, zu erniedrigen. Beide Ursachen würken gegen einander: treffen sie also zusammen; so dringt nur die stärkere, nach Maaßgabe ihres Uebergewichts, ihre Würkung hervor.

Eine ganz ähnliche Bewandniß hat es mit der Verminderung des Goldes und Silbers in einem Lande, die gleichfalls von zwei ganz verschiednen Ursachen, die das Widerspiel der vorher angeführten sind, herrühren kann.

Also nicht darum, weil Gold und Silber überhaupt, und insbesondere Geld, in einem Lande sich vermehren, sinkt ihr Tauschwerth, und wird alles Erkäufliche theurer: sondern wenn ihr Tauschwerth aus andern Ursachen sinkt, und sonach alles Erkäufliche theurer wird, vermehren sie sich in dem Lande selbst, in so fern der reelle Reichthum desselben im Beharrungsstande bleibt. Vermehren sie sich aber darum in dem Lande, weil dessen reeller Reichthum zunimmt: so ist ihre bloß davon herrührende Vermehrung mit keinem Sinken, sondern vielmehr mit einem Steigen ihres Tauschwerths verknüpft, und macht also, daß alles Erkäufliche, seinem Geldpreiße nach, nicht theurer, sondern wohlfeiler wird. Sollte würklich in diesen letzten funfzehn oder zwanzig Jahren der Tauschwerth des Silbers und Goldes gesunken seyn; wie es allerdings den Anschein hat: so möchte dieß wohl weniger von andern Ursachen, als davon herkommen,

daß theils wegen größerer Ergiebigkeit der reichsten Minen, und wegen verbesserter Kunst des Berg- und Hüttenwesens die reellen Hervorbringungskosten jener Metalle und sonach ihr Naturpreiß geringer geworden; theils daß der reelle Reichthum, oder das Total von Verkäuflichkeiten bei allen mit einander in Verkehr stehenden Nationen zusammen genommen nicht genugsam gewachsen ist, um den Marktpreiß des Metalls in eben dem Maaße zu heben, als ihn jener Umstand senken mochte. Es könnte wohl seyn, daß der Flor von Nordamerika nicht aufwöge den Verfall Ostindiens, wo der Ertrag des Bodens und Fleißes zugleich mit der Volksmenge mächtig eingeschwunden zu seyn scheint, und von wo so viele Reichthümer theils durch englische Nabobs nach Europa kommen, theils zum Einkauf von Thee nach China gehn, um dort die Stelle des Silbers zu vertreten, das sonst aus Europa dahin ging, und das nun in Europa bleibt. Der durch den Französischen Revolutionskrieg verursachte Umtrieb vormals ruhender Gold- und Silbervorräthe, wie des Preußischen Schatzes, und des Geräthes fast aller Französischen und vieler deutschen Stifter und Privatpersonen scheint dieß Ereigniß, da es

noch immer anhält, und weit über Deutschland und Frankreich hinausreicht, nicht genugsam zu erklären; so wenig als der um diese Zeit in vielen Ländern so sehr erweiterte Gebrauch des Papiergeldes, welcher allerdings, indem er eine große Masse Metall aus dem einheimischen Umsatze dieser Länder in den großen Kreislauf der Handelswelt hinausstößt, den Marktpreiß des Metalls sinken machen kann.

Für diese Ursachen, wie viel man auch auf sie rechnen mag, scheint doch der Effekt zu groß zu seyn.

Wodurch bestimmt sich, abgesehen von allem Metall, der Tauschwerth jeder Waare? Er bestimmt sich gleich dem Tauschwerthe des Metalls, das selbst in die Reihe aller Waaren gehört, theils durch die Hervorbringungskosten der Waare, theils durch die Nachfrage nach derselben. Von jenen hängt der natürliche, von dieser der marktliche Satz des Tauschwerths derselben ab.

Soll nehmlich eine Waare anhaltend zu Markt kommen; so muß, was sich dafür eintauschen läßt, wenigstens hinreichen, den Lohn der auf Hervorbringung derselben verwendeten Arbeit, und den Verlag, welchen

die Darreichung dieses Lohnes und die Anschaffung der nöthigen Materialien und Werkzeuge fodert, mit dem gehörigen Profit zu erstatten. Und zwar müssen dieser Lohn und Profit nicht geringer seyn, als sie bei andern Anwendungen von Arbeit und von Verlag in der Gegend, wo die Waare hervorgebracht wird, üblich sind. Denn kommt der Tauschwerth der Waare nicht wenigstens auf diesen natürlichen Satz zu stehen; so wenden sich Arbeit und Verlag, so lange ihnen noch irgend eine Wahl frei steht, nach andern Anwendungen, und die Lieferung der Waare unterbleibt.

Ueber diesen niedrigste Satz wird der Tauschwerth der Waare steigen, und mehr oder weniger lange sich erhoben halten, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage nach der Waare zunimmt, und mehr oder weniger lange von der Lieferung uneingeholt bleibt. Es nimmt aber die Nachfrage nach fast allen Arten von Waaren bei einem Volke zu, nach Maaßgabe, wie dessen Bodenkultur und sein Gewerbfleiß sich erweitern und verbessern. In eben dem Maaße sollten folglich auch die Tauschwerthe der verschiednen Waaren in solchem Lande steigen; selbst abgesehen von allem auswärtigen Begehr nach solchen

Waaren, welcher ihre Tauschwerthe noch mehr erhöhen könnte.

Aber die Erweiterung und Verbesserung der Bodenkultur und des Gewerbfleißes zieht eigends verschiedne Veränderungen in dem Tauschwerthe verschiedner Waaren nach sich. Sie verursacht nach Maaßgabe ihres Fortschritts, daß die Hervorbringungskosten mancher Waaren größer, mancher dagegen kleiner werden.

Nehmlich nach Maaßgabe wie die Bodenkultur zunimmt, kann manche Waare nicht anders, als mit weit mehrerer Arbeit, und mittelst eines viel stärkeren Verlages, denn ehedem, erzeugt und zu Markt geliefert werden. Der natürliche Satz ihres Tauschwerths also muß höher gehen. So steigt natürlich der Tauschwerth des Holzes, wenn dasselbe, wegen der mit zunehmender Bodenkultur abnehmenden Wälder, von entlegenen Oertern herbeigeführt, oder gar durch Anpflanzung erzogen werden muß. Es muß dann auf dem Markt einen höhern Tauschwerth finden, der den größern Aufwand von Verlag und Arbeit, welchen es gekostet hat, gehörig ersetzen kann, oder es kommt nicht zu Markt. Auch wird es diesen seinen höhern Werth natürlicher Weise allen Waaren

mittheilen, deren Material es ist, wie z. B. den Kohlen, der Böttcher-, Rademacher-, Tischlerarbeit, und dergleichen. Eben so steigt der Tauschwerth des Viehes, wenn dasselbe, wegen der mit zunehmender Bodenkultur abnehmenden wilden Weideplätze, zum Theil mit eigends gebautem Futter genährt, und überhaupt mit mehr Aufwand von Arbeit und Verlag gehalten wird: und dann steigen zugleich nicht nur Fleisch, Milch, Butter, Käse, Talg, Häute, Wolle; sondern auch Lichte, Tuch und alle Wollenwaaren, Leder, samt allem, was daraus Riemer, Sattler, Schuster verfertigen. Und zwar erfolgt dieß Steigen des Tauschwerthes aller solcher Käuflichkeiten unabhängig von der Nachfrage, die denselben noch höher zu heben strebt, und deren Einfluß an einem andern Orte genauer betrachtet werden soll.

Dagegen wird es, nach Maaßgabe, wie der Gewerbfleiß sich erweitert und aufnimmt, geschehen, daß manche Waare mit weit weniger Arbeit, als ehedem, gestellt werden kann, und daß, weil wegen zunehmender Menge neben einander buhlender Verlagschaften der Profit sinkt, ihr natürlicher Tauschwerth niedriger, als vormals, zu stehen kommt. So werden z. B. Gemüse,

wenn man sie statt in Gärten mit dem Grabscheit im Kleinen zu bauen, im Großen mit dem Pfluge auf Feldern, und zwar unbeschadet, ja selbst mit Vortheil der andern Ernten, baut, in ihrem Tauschwerthe heruntergehen. Dasselbe wird der Fall mit Manufakturwaaren seyn, wenn sie durch Hülfe mechanischer oder chemischer Kunstmittel mit so viel weniger Arbeit verfertigt werden können, daß der Werth der solchergestalt ersparten Arbeit die Kosten jener Mittel so wohl, als selbst den etwanigen Aufschlag des Materials überwiegt. Die Baumwollenwaaren, seit Einführung der Kardetsch- und Spinnmühlen, und die feinern Metallwaaren, seit Erfindung so vieler Maschinen und vortheilhafter Operationen, geben davon sprechende Beweise.

Unangesehen aller in dem Tauschwerthe des Goldes und Silbers vorgehenden Veränderungen also hängt der Tauschwerth jeder Waare, für sich betrachtet, von dem zu ihrer Hervorbringung und Feilstellung erforderlichen Quantum Verlag und Arbeit ab: welches nach Verschiedenheit der Waare sich sehr ändern kann, ohne daß diese Aenderungen irgend nothwendigerweise mit den Aenderungen des Tauschwerths der Metalle zu-

sammenhängen. Denn diese letztern Aenderungen beruhen, was ihre Hauptursache, die Entdeckung ergiebigerer Minen, betrift, auf bloßem Zufall; jene erstern Aenderungen aber beruhen auf den Fortschritten, die ein Land in seiner Bodenkultur und seinem Gewerbfleiße macht, und die es, wie sehr auch der Tauschwerth der Metalle wechseln mag, ohne dadurch im mindesten aufgehalten zu werden, immerhin machen kann: wie die Geschichte aller Zeiten und Völker beweiset.

Aendert sich der Tauschwerth der Metalle, so ändern sich alle Geldpreiße der verschiedenen Waaren gleichmäßig; so daß sie dieselben Verhältnisse gegen einander behalten, in welchen sie vor der Aenderung standen. Aendert sich also das Verhältniß zwischen den Geldpreißen irgend welcher zwei Arten von Waaren, und zwar nicht auf eine vorübergehende, sondern anhaltende Weise, so, daß die eine gegen die andere fortwährend höher oder niedriger steht, als sie vor einem halben oder ganzen Jahrhunderte stand: so muß die Ursache davon in diesen Waaren selbst, und nicht in dem Metall gesucht werden.

Es muß während der Zeit entweder die eine dieser Waaren kraft vermehrter Hervor-

bringungskosten, ihrem eignen Tauschwerthe nach gestiegen, oder die andere, aus der entgegengesetzten Ursache gesunken, oder es müssen beide zugleich, die eine gestiegen, die andere gesunken seyn. Dieser Schluß wird allemal gelten, nicht nur wenn, während jenes Zeitlaufs, der Metallwerth unverändert bleibt; sondern auch wenn er während desselben steigt oder fällt: weil er bei seinem Steigen oder Fallen die Geldpreiße der Waaren alle gleichmäßig herauf zu ziehen oder herabzudrücken strebt, und auf das Verhältniß zwischen ihnen keinen Einfluß hat.

Es ist gar wohl der Fall möglich, daß der Geldpreiß einer Waare, wie sehr ihn auch der sinkende Silberwerth heraufzuziehen strebte, gleichwohl nicht nur seinen alten Stand behält, sondern sogar heruntergeht; so fern nehmlich der eigene Tauschwerth der Waare, durch die verminderten Hervorbringungskosten derselben, noch stärker als der Silberwerth sinkt. Würklich sind die Geldpreiße von manchen feineren Fabrikaten, wie Musselinen und Zitzen, Taft und Sammet, Uhren und Beschlägen, gegenwärtig nicht nur eben so niedrig, oder noch niedriger als vor hundert Jahren; sondern von manchen mögen sie jetzt selbst niedriger seyn, als vor der

Entdeckung von Amerika. Und so viel von den Geldpreißen im Allgemeinen.

III.

Anwendungen.

Die Unterscheidung zwischen dem Sachpreiße der Waaren, und ihrem Geldpreiße ist für die Geschäfte des Käufers und Verkäufers ohne Nutzen. Nicht genug, daß an demselben Ort und zu derselben Zeit die Sachpreiße den Geldpreißen genau proportional sind, und sonach z. B. jetzt allhier für jede Waare in eben dem Maaße mehr oder weniger Arbeit zu bekommen ist, als man dafür mehr oder weniger Geld bekommt: sondern auch, wenn der Kaufmann Güter aus einem Lande nach einem andern führt, braucht er sich um den Sachpreiß, welchen sie in diesen Ländern haben mögen, gar nicht zu bekümmern; sondern bloß auf den Unterschied zu sehen zwischen dem Geldpreiße, wofür er sie kauft, und dem, wofür er Hoffnung hat, sie zu verkaufen. Denn gesetzt, daß ein Loth Silber in Amsterdam denselben Sachwerth habe, wie ein halbes Loth zu Canton in China, oder wie zwei Loth in Mexiko; so wird doch der Amsterdammer Kaufmann, wenn er für eine Waare, die ihm in Amsterdam

sterdam ein Loth Silber kostet, in Canton oder Mexiko irgend eine Waare eintauscht, wofür er in Amsterdam zwei Loth Silber löset, eben so gut hundert Procent gewonnen haben, als wenn das Silber an allen drei Orten denselben Sachwerth hätte. Denn was auch immer für ungleiche Quantitäten Arbeit sich mit zwei Loth Silber in Canton und in Mexiko mögen erkaufen lassen; so wird er doch allemal in Amsterdam für zwei Loth doppelt so viel Arbeit oder Erkäufliches jeder Art zu Gebot haben, als er für Ein Loth hatte; und das ist alles, was er verlangt.

Eben darum, weil beim Kauf und Verkauf, als den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens, lediglich der Geldpreiß in Betracht kommen kann, ist an den Sachpreiß so wenig gedacht worden. Aber es giebt Fälle, in welchen es durchaus nothwendig ist, auf jene Unterscheidung zu achten. Der eine dieser Fälle bezieht sich auf die Zukunft, und ist von großer Wichtigkeit selbst für die Praxis; der andere bezieht sich auf die Vergangenheit, und ist für staatswirthschaftliche Spekulationen von vielfältigem Gebrauch. Hier folgt eine genauere Betrachtung derselben.

Wenn es darauf ankommt, eine jährliche immerwährende Leistung so zu bestimmen, daß sie für alle Folgezeiten, so viel möglich, immer denselben Werth behalte, das heißt, dem, der sie empfängt, ein immer gleiches Vermögen gewähre; so muß sie nicht in einer Geldsumme festgesetzt werden: sonst ist sie einer doppelten Veränderung bloß gestellt.

Erstens. Der Veränderung, daß Münzen, unter demselben Nahmen, zu verschiedenen Zeiten, verschiedene Quantitäten Silber oder Gold enthalten. Vielleicht giebt es kein Land, dessen Münzen nicht nach und nach an Feingehalt wären vermindert worden. Da dreißig Groschen, oder ein Gulden altpreußischen Geldes, nach der Münzordnung von 1528 etwa $4\frac{1}{6}$ mal so viel Silber enthielten, als ein jetziger Gulden enthält; so würde, wenn man damals eine immerwährende Rente von tausend Gulden festgesetzt hätte, diese Rente jetzt unter demselben Nahmen nur so viel Silber enthalten, als damals zwei hundert und vierzig Gulden enthielten.

Zweitens. Der Veränderung, daß eine gleiche Quantität Silber oder Gold zu verschiedenen Zeiten sehr ungleiche Realwerthe

haben kann. So z. B. würde die vorhererwähnte Rente jetzt doch nicht mehr den Werth haben, den sie zur Zeit ihrer Stiftung hatte, wenn auch festgesetzt worden wäre, daß sie jedesmal in $49\frac{38}{3}$ Kölnischen Pfunden reines Silbers, oder in einer solchen Geldsumme, als jedesmal so viel Silber enthielte, bezahlt werden sollte. Denn dieses Silberquantum, das damals tausend Gulden ausmachte, und jetzt $4166\frac{2}{3}$ Gulden ausmacht, giebt jetzt dem, der es empfängt, bei weitem nicht so viel Macht und Vermögen, als es vor beinahe 300 Jahren dem gab, der es damals, das heißt, zu einer Zeit empfing, wo die erstaunliche Ergiebigkeit der Amerikanischen Minen kaum angefangen hatte, den Effekt von Herabwürdigung des Silberwerths zu äußern, den sie seit dem in so hohem Grade hervorgebracht hat.

Zum Beweise davon kann folgende Thatsache dienen. Seit dem Jahre 1576 ward in England festgesetzt, ein Drittheil der Rente von allen Universitätsgütern, sollte hinfort in Korn vorbehalten bleiben, welches Korn entweder in natura, oder nach dem jedesmaligen Preiße des nächsten Marktplatzes bezahlt werden mußte. Das aus

diesem vorbehaltenen Kornquantum gelösete Geld, pflegte schon vor dreißig Jahren gemeiniglich fast doppelt so viel zu betragen, als die beiden andern Drittheile der ganzen Rente. Schon damals also mußten die alten Geldrenten von jenen Gütern fast auf den vierten Theil ihres ehemaligen Werths gesunken, oder wenig mehr, als den vierten Theil des Kornquantums werth seyn, das sie um das Jahr 1576 werth waren. Und da seit jenem Jahre der englische Münzfuß keine Veränderung erlitten hat; so ist dieß Sinken des Werths jener alten Geldrenten lediglich durch das Sinken des Silberwerths verursacht worden.

Aber auch nicht in einer Quantität Korn kann eine immerwährende Leistung ausbedungen werden, wenn sie im Laufe der Zeit, so viel möglich, immer denselben Werth behalten soll. Denn der Geldpreiß, und mit ihm zugleich der Realwerth einer bestimmten Quantität Korn ist nach Verschiedenheit der Ernten und Konjunkturen überaus wechselhaft, so daß er bisweilen von einem Jahre zum andern wohl ums Doppelte schwankt.

Nach der oben erklärten zweiten Methode scheint das Problem auf folgendem Wege, wenigstens annäherungsweise, sich auf-

lösen zu lassen. Man setze die Leistung, ihrem ersten Werthe nach, in reinem Silber, oder, was auf eins hinausläuft, in Gold, mit Angabe des Münzfußes, (wie bei den Preußischen Pfandbriefen,) ursprünglich fest, und bedinge zugleich, daß periodisch, allemal aus dem letztverflossenen Zeitraum von, sey es dreißig Jahren, die während desselben etwa vorgegangene Veränderung des Silberwerths berechnet, und, in eben dem Verhältnisse, wie man diesen entweder gesunken oder gestiegen finden wird, jenes ursprünglich festgesetzte Silberquantum vergrößert oder verringert, und nach solcher jedesmaligen Bestimmung hinfort bis zur nächsten Periode jährlich entrichtet werden soll.

Dabei kommen folgende nähere Bestimmungen in Betracht.

a) Es sey z. B. in diesem Jahr 1805 eine jährliche immerwährende Rente festzusetzen, die den jetzigen Werth von 400 Thalern oder $28\frac{4}{7}$ Kölnischen Marken fein Silber, so viel möglich, unverändert behalten soll, und man finde für gut, die Veränderung des Silberwerths allemal aus dreißigjährigen Durchschnittspreißen des Getreides zu berechnen: so muß darum nicht nothwendig diese Berechnung erst alle dreißig

Jahre, sondern sie kann auch nach einer kürzeren Periode, z. B. alle zehn oder funfzehn Jahre geschehen. Bei angenommener funfzehnjähriger Periode z. B. würde man im Jahr 1820 den Durchschnittspreiß des Getreides aus den 30 Jahren von 1820 rückwärts bis 1790 berechnen, der dann, verglichen mit dem aus den Jahren von 1805 bis 1775, das Verhältniß gäbe, durch welches sich die Zahlung der Rente für die nächsten funfzehn Jahre von 1820 bis 1835 bestimmen würde.

Nur länger kann die Periode der Renteregulirung nicht seyn, als die Periode der Durchschnittspreiße. Denn wollte man z. B. jene auf 40 Jahre setzen; während diese allemal dreißigjährig bliebe; so würden, wenn man im Jahr 1845 zur Regulirung der Rente den Durchschnittspreiß von 1845 bis 1815 nähme, die Preiße des Jahrzehends 1815 bis 1805 gar nicht in Rechnung kommen. Uebrigens muß für jeden besondern Fall aus andern Gründen bestimmt werden, wie fern es gerathener sey, die Periode der Renteregulirung eben so lang oder kürzer, und in diesem oder jenem Verhältnisse kürzer, als die Periode der Durchschnittspreiße anzunehmen.

b) Da sich aus dem Verhältnisse zweier

dreißigjährigen Durchschnittspreiße des Getreides, selbst wenn der Gang der Nationalwirthschaft immer gleichförmig angehalten hat, das Verhältniß der Werthe des Silbers nur in so fern mehr oder weniger richtig ergeben kann, als in beiden Zeiträumen der Wechsel der Ernten sowohl, als der Handelskonjunkturen im Ganzen einerlei gewesen ist; so wird man der Wahrheit näher kommen, wenn man bei der Durchschnittsberechnung, für unsre nördlichen Gegenden, nicht bloß die Hauptwinterfrucht, den Roggen, sondern auch die Gerste zum Grunde legt; theils, weil diese dem Arbeiter Speise sowohl als Getränk liefert; theils, weil Fehlernten nicht immer im Winter = und im Sommerfelde zusammen treffen.

Die Berechnung ginge dann so: Gesetzt, der Durchschnittspreiß aus den Jahren 1805 bis 1775 fände sich vom Roggen Ein Thaler und von der Gerste ⅔ Thaler: so würde, diesen Preißen gemäß, die Hälfte der auf 400 Thaler ursprünglich festgesetzten Rente den Werth von 200 Scheffeln Roggen, und die andere Hälfte den Werth von 300 Scheffeln Gerste vorstellen. Fände sich nun bei der nächsten, wir wollen setzen, im Jahr 1835 vorzunehmenden Rentereguliring, der

Durchschnittspreiß aus den Jahren von 1835 bis 1805 des Roggens, $1\frac{1}{12}$ Thaler, und der Gerste $\frac{3}{4}$ Thaler; so betrüge nach diesen Preißen der Werth von 200 Scheffeln Roggen $216\frac{2}{3}$ Thaler, und von 300 Scheffeln Gerste 225 Thaler, also zusammen $441\frac{2}{3}$ Thaler; und das wäre dann der Betrag der Rente, welcher für die nächste Periode von 1835 ab zu bezahlen seyn würde.

Bei der periodischen Durchschnittspreißberechnung verfährt man wohl am richtigsten, wenn man, vorausgesetzt einen bestimmten Hauptmarktplatz, zuförderst für jeden Markttag aus dem Preiße des besten und schlechtesten Getreides zusammen genommen den Preiß des mittleren Marktguts zieht. Wünschenswerth ist es freilich, daß man zugleich dabei die zu jenen ungleichen Preißen verkauften Quantitäten mit in Rechnung bringen könnte. Denn wären z. B., um es recht auffallend zu machen, 100 Scheffel des besten Roggens zu 4 Fl., und dagen 1000 Scheffel des schlechten zu $3\frac{1}{2}$ Fl. an einem Markttage verkauft; so wäre der wahre Preiß des Mittelguts, (den man findet, wenn man den Werth beider Quantitäten, d. i. 3900 Fl. durch die Scheffelzahl beider Quantitäten, d. i. durch 1100, dividirt,)

$3\frac{6}{11}$ Fl., statt daß man ihn, nach der gewöhnlichen Rechnung $3\frac{3}{4}$ Fl. findet. Aber diese Genauigkeit ist für die Praxis nicht erreichbar. Aus den solchergestalt bestimmten markttäglichen Preißen des Mittelguts wird dann weiter der Durchschnitt für jede Woche, für jeden Monath und für jedes Jahr gezogen. Findet sich endlich unter den Jahrespreißen einer ganzen Periode einer oder der andere höchst abweichend, und zwar aus Ursachen, dergleichen in der andern Periode nicht vorkommen; so mag man, nach einer festen Regel, allemal, wenn er z. B. das Duplum, sey es des Mittelpreißes von der vorigen Periode, oder des mit Ausschließung seiner, berechneten Mittelpreißes von der in Rede stehenden Periode übersteigt, ihn entweder weglassen oder an seiner Statt jenes oder dieses Duplum setzen; und dann den arithmetischen Durchschnitt nehmen. Soll aber eine solche Korrektur, die, so fern sie an eine feste, durch beide Kontrahenten zum voraus für immer bestimmte Regel unabänderlich gebunden ist, alle Willkühr ausschließt, gleichwohl nicht zugelassen werden; so wird man die Perioden länger nehmen, vornehmlich aber statt des gewöhnlichen Durchschnitts denjenigen Mit-

telpreiß berechnen müssen, der so beschaffen ist, daß er durch die einzelnen Jahrespreiße gerade in dem Maaße weniger bestimmt wird, als diese stärker abweichen. Zur Berechnung eines solchen periodischen Mittelpreißes, der den Silberwerth viel näher als der nach gewöhnlicher Art berechnete Durchschnittspreiß angeben kann, findet sich allerdings eine Methode, die zwar mühsam, aber nicht schwer ist, und ziemlich nahe zum Ziel führt.

Der wichtigste Gebrauch von dieser Theorie, findet in den besondern Fällen statt, wenn es darauf ankommt, bei Erbverpachtung von Domaniallandereien oder andern Grundstücken in todter Hand den immerwährenden Kanon, welcher davon jährlich entrichtet werden soll, so zu bestimmen, daß er seinen ursprünglichen Werth für alle Zeiten, troz dem wechselnden Werthe des Silbers, so viel möglich unverändert behalte.

Ein ähnlicher Fall tritt ein, wenn Frohndienste der ländlichen Einsaaßen, denen sie obliegen, gegen eine jährliche Abfindung von so viel möglich immer gleichem Werth erlassen werden sollen.

Und selbst, wenn es darum zu thun wäre, die Landsteuer in dem Werth, den sie

nun einmal haben mag, so zu erhalten, daß sie vor weiterm Sinken, das ihr vielleicht von dem Sinken des Silberwerths bevorsteht, bewahrt bliebe; würde dieser Zweck nicht wohl anders, als auf dem angezeigten oder einem ähnlichen Wege, zu erreichen seyn.

Unauflöslich bleibt übrigens allerdings in allen diesen Fällen die Schwierigkeit, daß allemal der Durchschnittspreiß von einer vergangenen Periode die Leistung für eine künftige Periode bestimmen muß; da doch in dieser künftigen der Silberwerth steigen kann, statt daß er in der vergangenen gesunken, oder sich gleich geblieben war, und umgekehrt. Denn nichts hindert, daß er nicht z. B. in der Periode von 1805 bis 1835 tief genug unter den Stand, welchen er während der Periode von 1775 bis 1805 gehabt, sollte herabfallen, oder hoch genug über ihn sich sollte erheben können.

Ist der Empfänger der immerwährenden Rente, wie z. B. des Erbpachtskanons, ein unsterbliches moralisches Wesen, das in Absicht aller auf einander folgender Perioden als immer dasselbe betrachtet werden kann, (wie eine Landesregierung, Kirche, milde Stiftung, Stadtkämmerei u. d.) so ist für

dasselbe dieser Umstand eben nicht von großem Belange; weil es in jeder folgenden Periode das ersetzt bekommt, was es in der vorhergehenden etwa zu wenig empfing. Aber für den sterblichen Zahler der Rente oder des Erbpachtskanons macht es einen wichtigen Unterschied, ob er z. B. einen nach vorhergegangenen höheren Preißen regulirten Kanon bei immerfort sinkendem Preiße zu bezahlen hat; so fern er vielleicht nicht hoffen kann, den neuen Regulirungstermin, der ihm Ersatz schaffen würde, zu erleben, und so fern er den entgegengesetzten Fall, einen niedrigen Kanon bei immer hohen Preißen zu bezahlen, vielleicht noch nicht erlebt hat.

Zur Verminderung dieser Unbequemlichkeit ist es nöthig, daß der Kanon nicht zu hoch in Verhältniß der Nutzung, die der Erbpächter aus seiner Erbpacht zieht, ursprünglich angesetzt werde. Auch zeigt sich ein Hülfsmittel in der Methode, die Regulirung des Kanons aus den dreißigjährigen Durchschnittspreißen nicht erst alle 30, sondern alle 15, oder alle 10 Jahre vorzunehmen; welcher Einrichtung aber von einer andern Seite das Interesse des Landwirths widerstreitet; weil ihm sehr daran gelegen

ist, auf recht lange Zeit in Absicht aller seiner Zahlungen in völliger Gewißheit zu seyn.

Durch eine Quantität Arbeit einen Werth in der Absicht auszudrücken, damit er für die Zukunft sich unverändert erhalte, davon geben die Konstitutionen der weiland Französischen Republik ein Beispiel, indem sie es unter die Erfordernisse des aktiven Bürgers setzen, daß er dem Staat wenigstens den Werth von dreitägiger Arbeit an Steuer entrichten müsse.

Es giebt Anwendungen von dieser Theorie, wo bloß vergangene Zeiten in Betracht kommen, und wo daher jene Schwierigkeit, aus dem Vergangenen das Künftige zu bestimmen, ganz wegfällt.

Wäre einem Domanialzeitpächter ein herrschaftliches Inventarium, wie gewöhnlich, nach einem taxirten Werth übergeben, und träte erst nach 30 oder 40 Jahren der Fall ein, daß es wieder abgeliefert werden sollte; so könnte gar wohl, nach gestiegenen Preißen aller Dinge, zugleich der Fall statt finden, daß ein Inventarium, dem übergebenen in allen Stücken gleich, der neuen Taxe gemäß einen viel höhern Geldwerth hätte, als das übergebene zur Zeit der Uebergabe

gehabt hat. Wollte man sich hier lediglich an den Geldwerth halten; so müßte der abgehende Pächter entweder den Unterschied zwischen den beiden Geldwerthen desselben Inventariums vergütet erhalten, oder er könnte damit loskommen, daß er ein dem empfangenen zwar an jetzigem Geldwerthe gleiches, aber der Sache selbst nach viel geringeres Inventarium ablieferte. Allein so wie es offenbar unrecht wäre, wenn er von dem, als Inventarium empfangenen, Saamengetreide drei Scheffel statt vier, darum zurückgeben wollte, weil drei Scheffel jetzt so viel gelten, als damals vier; so wäre es auch unrecht, wenn er von den andern Artickeln des todten und lebenden Inventariums, die er nach einer Taxe empfangen hatte, darum nur drei Viertel wieder abliefern wollte, weil diese drei Viertel nach der neuen Taxe, zufolge des gesunkenen Silberwerths, so viel an Geld werth sind, als vormals das Ganze.

In diesem Fall scheint sonach die vorher erklärte Methode wohl anwendbar zu seyn. Sollte z. B. einst, im Jahre 1830, ein Inventarium wieder abgeliefert werden, welches im Jahre 1800 nach der Taxe von tausend Thalern an Werth übergeben worden

war; und fände sich das Verhältniß des Korndurchschnittspreißes aus den Jahren 1770 bis 1800, zu dem aus den Jahren 1800 bis 1830, wie fünf zu sechs; so könnte der abgehende Pächter, wenn er im Jahr 1830 ein Inventarium nach der Taxe von 1200 Thalern an Werth wiedergäbe, nicht wohl einen Ersatz von 200 Thalern verlangen, sondern nur für das, was über 1200 Thaler wäre, würde ihm Vergütung gebühren.

Auf gleiche Weise läßt sich der jetzige Werth eines alten Darlehns schätzen, in Vergleichung mit dem Werth, den es zur Zeit seiner Hingebung hatte, und der, im langen Lauf der Jahre, zufolge der Veränderungen, welche im Silberwerth vorgegangen seyn mögen, sich sehr verändert haben kann. So scheint nach allem, was sich über den jetzigen Silberwerth, verglichen mit dem vor dreißig und mehreren Jahren, urtheilen läßt, der Werth des bis zur nordamerikanischen Revolution bestandenen Theiles der Brittischen Nationalschuld jetzt nicht mehr das zu seyn, was er damals war; so wie auch der Werth des dafür zahlbaren Betrags an Zinsen nicht. Und vielleicht läßt sich dasselbe von dem ältesten Theile der schle-

sischen Landschaftsschulden sagen, so fern er jetzt noch unbezahlt fortwährt.

c) Auch wenn man aus den Geldpreißen, die sich noch von verschiedenen Waaren, theils aus dem klassischen Alterthum, theils aus den Zeiten des Mittelalters, theils aus den folgenden Jahrhunderten in Schriften oder Akten vorfinden, über die Realwerthe, die solche Waaren damals gehabt, in Vergleichung gegen die jetzigen richtig urtheilen will, wird man seinen Zweck erreichen, so fern man den Realwerth des Silbers für jeden Zeitpunkt, dem ein gegebener Geldpreiß angehört, in Vergleichung zu dem jetzigen nach der einen oder der andern Methode, d. i. vermittelst der Korndurchschnittspreiße, oder der gewöhnlichen Geldlöhne gemeiner von freien Leuten verrichteter, bloß mit Geld vergoltener Arbeit, zu erforschen im Stande ist. Schade nur, daß dazu die erforderlichen data so selten vorhanden sind.

Was sich zunächst aus solchen Vergleichungen ergiebt, ist die in mehr als einem Betracht lehrreiche Unterscheidung, wiefern z. B. das im Lauf der Zeit erfolgte Steigen des Geldpreißes einer Waare entweder davon herrühre, daß der Silberwerth gesun-

sunken, oder davon, daß die Waare selbst ihrem eigenthümlichen Werthe nach, der sich hauptsächlich durch das zu ihrer Hervorbringung erforderliche Quantum von Verlag und von Arbeit bestimmt, gestiegen sey. Fände man z. B. zu irgend einer Zeit den Silberwerth um ein Viertel tiefer als jetzt; so daß vier Thaler jetzt denselben Tauschwerth haben, wie vormals drei; und fände man, daß irgend eine Waare, (z. B. Flachs, Wolle, Fleisch, Holz,) die sonst neun Thaler galt, jetzt mehr als zwölf, z. B. achtzehn gelte: so werden die sechs Thaler, welche sie jetzt mehr gilt, auf Rechnung ihres eigenthümlichen Steigens zu setzen seyn. Es hat die Waare dann ihrem Sachpreiße nach sich um den dritten Theil vertheuert; so wie dagegen, wenn sie jetzt nur zwölf, oder nur zehn Thaler, statt der vorigen neun gölte, ihr Sachpreiß im ersten Fall unverändert geblieben, und im andern gar um ein Sechstheil heruntergegangen seyn würde.

Dasselbe findet statt, wenn man den Sachpreiß eines käuflichen Dinges auf irgend einem weit entlegenen Marktplatz, mit dem Sachpreiße, welchen es z. B. hier in Königsberg hat, vergleichen will. Gesetzt, ein fetter Ochse, der hier 48 Thaler kostet, habe

zu Conception in Chili noch jetzt den Preiß von acht Piastern, oder zwölf hiesigen Thalern, welchen Graf Peyrouse daselbst vor etwa zwanzig Jahren fand; gesetzt ferner, der Tagelohn sey dort ein Piaster, und hier ein Drittheil vom Piaster; so wäre jene Waare dort nur acht, und dagegen hier sechs und neunzig Tagen gemeiner Arbeit an Werth gleich, und hätte sonach dort nur den vierten Theil des Sachpreißes, welchen sie hier hat. Würde dasselbe Uhrwerk oder Avtomat, das in London sieben Loth reines Silber kostet, von Chinesen in Canton für sechs Loth verfertigt, und wäre dabei der Geldlohn der Arbeit in Canton um die Hälfte niedriger, als in London; so hätte das Uhrwerk oder Avtomat in China einen Sachpreiß, der sich zu dem in London verhalten würde, wie zwölf zu sieben.

Zweiter Abschnitt.

Von der Ordnung, oder den Regeln, wornach der jährliche Ertrag der Arbeit eines Landes sich unter die Bewohner desselben natürlicherweise vertheilt.

Weiß man von jedem einzelnen Arbeitsprodukt, aus welchen Bestandtheilen sein Tauschwerth oder Preiß zusammengesetzt sey, und welcher Klasse von Personen jeder von diesen Bestandtheilen ursprünglich angehöre, so weiß man beides auch von dem Tauschwerth oder Preiße des ganzen jährlichen Erzeugnisses aller Arbeit einer Nation.

Der Preiß der Waaren aber ist veränderlich, und zwar nicht ihr Marktpreiß allein, sondern auch ihr Naturpreiß. Beide wechseln, nach Maaßgabe, wie einer oder der andere von ihren Bestandtheilen wechselt, und damit wechselt zugleich das Verhältniß, wornach der Werth der Waaren unter diejenigen, welche an der Hervorbringung derselben Antheil haben, ursprünglich vertheilt wird.

Demnach soll nun in den folgenden drei Abtheilungen erstens, der Preiß der Waaren in seine Bestandtheile zerlegt, sodann zweitens, die Wechselhaftigkeit des Marktpreißes erklärt, und endlich, drittens, die Veränderungen, denen der Naturpreiß unterworfen ist, ihren Ursachen und Folgen nach untersucht werden. Es bedarf übrigens kaum einer Erinnerung, daß, wenn schon manches Arbeitserzeugniß nicht verkauft, sondern von dem, der es hervorbringt, selbst verbraucht wird, es darum doch nicht weniger zu dem Totalertrage der Nationalarbeit gehört, und einen Tauschwerth hat, der sich auf eben die Art bestimmt und ändert, als wenn es eine verkäufliche Waare wäre; und daß man folglich, über diesen Unterschied hinwegsehen und jedes Arbeitsprodukt als Waare betrachten darf.

Erstes Kapitel.

Von den Bestandtheilen des Preißes der Waaren.

In dem uranfänglichen Gesellschaftszustande, bevor noch Verlag gesammelt und Bodeneigenthum eingeführt ist, scheint die zur Erlangung irgend eines Dinges nothwendige Arbeit das einzige zu seyn, was den Tauschwerth des Dinges bestimmen kann.

Sind die Arbeiten, wodurch verschiedene Dinge gewonnen oder hervorgebracht werden, nicht verschieden, weder an Beschwerlichkeit, noch an Kunst; so verhalten sich die Tauschwerthe dieser Dinge, wie die verschiedene Dauer jener Arbeiten. Was zwei Tage oder zwei Stunden Arbeit zu kosten pflegt, ist natürlich doppelt so viel werth, als was Einen Tag oder Eine Stunde solcher Arbeit kostet.

Ist von jenen Arbeiten die eine lästiger und angreifender, als die andere; so findet natürlich Vergütung für diese größere Beschwerlichkeit statt; und das Erzeugniß von Einer Stunde solcher Arbeit kann oft dem von zwei Stunden anderer Arbeit an Tauschwerth gleichen. Oder fodert die eine Arbeit einen seltenen Grad von Kunst

und Talent, so hat ihr Erzeugniß einen höhern Werth, als ihm der darauf verwendeten Zeit nach zukäme; und zwar nicht bloß darum, weil Kunst und Talent in besonderer Achtung stehen; sondern weil sie fast immer die Frucht einer langen Beflissenheit sind, so daß der höhere Werth ihres Erzeugnisses oft nur ein billiger Ersatz für die auf ihre Erwerbung verwendete Zeit und Arbeit ist.

In diesem Zustande der Dinge gehört dem Arbeiter das Produkt seiner Arbeit ganz, und die nach Dauer und Art bestimmte Quantität Arbeit, wodurch irgend eine Waare gemeiniglich erlangt oder erzeugt wird, ist das Einzige, was ihren Sachpreiß, oder die Quantität gemeiner Arbeit bestimmen kann, die sich mit der Waare gemeiniglich kaufen, oder befehlen, oder eintauschen läßt.

Sobald Verlag sich in den Händen einzelner Menschen angehäuft hat, benutzt ihn Mancher natürlich dazu, daß er fleißige Leute beschäftigt, denen er Unterhalt und Materialien darreicht, in der Absicht, aus dem Verkauf ihres Werks, oder aus dem, was ihr Fleiß dem Werthe der Materialien zusetzt, einen Profit zu ziehen. Die vollende-

te Waare, wenn sie um Geld, oder um Arbeit, oder um andere Güter veräußert wird, muß daher über das, was zur Bezahlung des Materials und des Arbeitslohnes hinreicht, noch etwas an Profit dem Unternehmer gewähren, der seinen Verlag dazu hergab. Denn er könnte keinen Beweggrund haben, die Arbeiter zu beschäftigen, wenn er nicht von dem Verkauf ihres Werks etwas mehr, als die bloße Wiedererstattung seines Verlages, zu erwarten hätte.

In diesem Fall löset sich also der Werth, welchen die Arbeiter dem Material zusetzen, in zwei Theile auf, wovon der eine ihren Lohn, der andere den Profit ihres Beschäftigers an dem ganzen auf das Material und den Lohn ausgelegten Verlage bezahlt.

Man glaube nur nicht, daß der Verlagsprofit bloß ein anderer Nahme für den Lohn jener besondern Art von Arbeit sey, die man Inspektions- und Direktionsarbeit nennen könnte. Er ist davon wesentlich verschieden. Denn er steht mit der Dauer, Beschwerlichkeit oder Kunst, jener so genannten Inspektions- und Direktionsarbeit keinesweges in Proportion, sondern richtet sich nach einem ganz andern Prinzip.

Unterscheidet man nehmlich die Größe

(den Betrag) des Profits, die durch eine bestimmte Summe ausgedrückt wird, von der Höhe (dem Satze des Profits), die man nach Prozenten angiebt: so richtet sich erstere lediglich nach dem Werth des angewandten Verlages, und steht mit diesem in einer festen Proportion. Gesetzt z. B., es gebe an einem Ort, wo der gewöhnliche Manufakturverlagsprofit zehn Prozent ist, zwei verschiedene Fabriken, beide mit gleich vielen Arbeitern besetzt, deren Auslohnung jährlich in beiden gleichviel, nehmlich tausend Thaler, betrage. Gesetzt ferner, das in der einen Fabrik verarbeitete Material sey von geringerer Art, (z. B. Eisen oder Flachs,) und koste jährlich nur zweitausend, das in der andern dagegen sey von feinerer Art, (z. B. Messing oder Seide) und koste jährlich zwanzig tausend Thaler.

Nach dem Satze von zehn Prozent erwartet nun auch der Unternehmer der einen Fabrik, worin ein Kapital von drei tausend Thalern jährlich im Umtriebe steht, einen jährlichen Profit von etwa drei hundert Thalern, während der Unternehmer der andern Fabrik, worin ein Kapital von Ein und zwanzig Tausend Thalern jährlich angewandt ist, einen jährlichen Profit von zwei Tau-

send und Ein Hundert Thalern erwartet. Und bei dieser großen Verschiedenheit ihres Profits, kann ihre Inspektions- und Direktionsarbeit dennoch einander ganz oder sehr nahe gleich seyn.

Wird, wie es in großen Fabriken geschieht, fast alle Arbeit dieser Art irgend einem besondern Manne anvertraut; so drückt dessen Gehalt eigentlich den Werth der Inspektions- und Direktionsarbeit aus. Aber dieß Gehalt hat keine regelmäßige Proportion zu dem Kapital, über dessen Verwaltung er die Aufsicht führt; und der Eigner dieses Kapitals dagegen, wenn er auch solchergestalt fast aller Arbeit überhoben ist, erwartet gleichwohl, daß sein Profit mit seinem in der Fabrik belegten Kapital eine regelmäßige Proportion halten soll.

Auch könnte würklich Niemand einen Beweggrund haben, lieber einen großen, als einen kleinen Verlag anzuwenden, wenn nicht sein Profit mit der Größe seines Verlages in Porportion stände.

In dem Preiße der Waaren also macht der Verlagsprofit einen Bestandtheil aus, der wesentlich vom Arbeitslohn verschieden ist.

In diesem Zustande der Dinge gehört

dem Arbeiter das Produkt seiner Arbeit nicht allemal ganz, sondern er muß es, in den meisten Fällen mit dem Verlagseigner, der ihn beschäftigt, theilen. Auch ist die nach Dauer und Art bestimmte Quantität Arbeit, wodurch eine Waare gewöhnlich erlangt oder erzeugt wird, nicht mehr der einzige Umstand, welcher den Sachpreiß der Waare, oder das Quantum gemeiner Arbeit, das der Waare an Tauschwerth gleichen soll, bestimmen kann; sondern ein anderweitiges Quantum muß noch für den Profit des Verlages, aus welchem der Lohn jener Arbeit und das Material herkam, angerechnet werden.

Sobald der Boden eines Landes überall Eigenthum geworden ist, verlangen die Grundeigner eine Rente selbst für das, was derselbe freiwillig hervorbringt oder ursprünglich enthält. Statt daß dem Arbeiter, als der Boden noch gemein war, Wild und Holz und alle natürlichen Früchte der Erde weiter nichts kosteten, als seine Arbeit, kostet nun sogar ihm selbst das alles mehr. Er muß für die Erlaubniß, auf fremdem Boden etwas sammeln oder hervorbringen zu dürfen, eine Portion dessen, was sein Fleiß sammelt oder hervorbringt, an den

Grundeigner abgeben. Diese Portion, oder, welches auf eins hinausläuft, der Preiß derselben, ist das, was man Landrente nennt; und sie macht von dem Preiße der meisten Waaren einen dritten Bestandtheil aus. Daß der Realwerth dieses Bestandtheiles, eben so wie der beyden andern, durch das Quantum gemeiner Arbeit gemessen wird, welches dafür befohlen oder erkauft werden kann, bedarf kaum einer Erinnerung.

Bei jeder Nation löset sich der Preiß jeder Waare am Ende genommen in einen, oder zwei, oder alle drei von jenen Bestandtheilen auf; und in jeder gebildeten Staatsgesellschaft treten sämtliche drei Bestandtheile in den Preiß der allermeisten Waaren mehr oder weniger ein; obgleich selbst da noch immer einige Ausnahmen bleiben.

So z. B. löset sich hier der Preiß der gemeinen Erdbeeren bloß in Arbeitslohn auf; zum Lesen derselben gehört kein besonderer Verlag, und der Grundeigner bekommt für die Erlaubniß, sie zu lesen, keine Rente. Mit Pilzen, Färberscharte, und wenigen andern solchen in Wäldern oder offenem Felde von selbst aufkommenden Gewächsen, ist es meist eben so bewandt. Der Preiß von

Seefischen, z. B. von Heeringen, löset sich bloß in Arbeitslohn und Verlagsprofit auf; Rente findet dabei nicht statt. Aber von dem Preiße der in Flüssen und Landseen gefangenen Fische macht Rente gewöhnlich einen dritten Bestandtheil aus. Der Preiß des gemeinen Streusandes und der Feldsteine besteht zwar gewöhnlich nur aus Arbeitslohn und aus Profit von dem im Fuhrwerk steckenden Verlage; dicht an einer großen Stadt aber, enthält er nicht selten auch noch einige Rente, die dem Grundeigner für die Erlaubniß, den Sand und die Steine von seinem Boden zu nehmen, bezahlt wird. So z. B. gewähren die Steine von Aweyden und der Sand von Nettelbeck und Quednau bei Königsberg würklich eine Rente, die folglich einen Bestandtheil des Preißes dieser Dinge in Königsberg ausmacht. Selbst für die Erlaubniß, kleine Singvögel zu fangen, wird in der Nähe einer großen Stadt manchem Grundeigner wohl eine Rente geboten. Nimmt er sie an; so ist der Preiß solcher Vögel, da zu ihrem Fange kein besonderer Verlag nöthig ist, bloß aus Lohn und Rente zusammengesetzt.

Aber von bey weitem den allermeisten rohen Produkten sowohl, als stufenweise

daraus bereiteten Fabrikaten, löset sich der Preiß in alle drei Bestandtheile auf. Beispiele bieten sich von selbst in Menge dar, und ihre Analyse hat keine Schwierigkeit. Nur was das Verhältniß betrift, welches zwischen diesen Bestandtheilen in dem Preiße verschiedener Arten von Waaren statt findet, ist folgendes zu bemerken.

Nach Maaßgabe, wie eine Waare von den bis zu ihrer vollendeten Verfertigung erforderlichen auf einander folgenden Arbeiten immer mehrere und mehrere durchgeht, wird in ihrem Preiße der Theil, welcher sich in Lohn und Profit auflöset, gegen den, welcher in Rente besteht, immer größer und größer. Denn mit jeder von den auf einander folgenden Arbeiten nimmt nicht nur die Anzahl der Profite zu; sondern jeder folgende Profit übertrift auch an Größe den vorhergehenden, weil das Kapital, woraus er fließt, allemal größer seyn muß.

So z. B. kommt bei Webewaaren nicht nur zu dem Profit des Landwirths von seiner Wolle oder seinem Flachs, ein zweiter Profit für den, der das Verspinnen dieser Materialien mit seinem Verlage betreibt, und ein dritter Profit für den Unternehmer, der dieß Gespinnst verweben läßt, hinzu; son-

dern das Kapital, welches die Weber beschäftigt, muß auch größer als das die Spinner beschäftigende Kapital seyn; weil es nicht nur dieses mit dem gehörigen Profit wieder erstattet, sondern außerdem den Lohn der Weber bezahlt. Wenn daher im Preiße des Flachses die Rente vielleicht den dritten Theil ausmacht; so wird sie vom Preiße der aus diesem Flachs verfertigten völlig appretirten Leinwand vielleicht nicht den zehnten Theil ausmachen.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit Brod gegen Mehl und gegen Korn; mit Bier gegen Malz und gegen Gerste; mit Klempner-Waaren gegen Blech, und gegen das Eisen, woraus das Blech geschlagen ist.

So wie von jeder einzelnen Waare der Preiß oder Tauschwerth in einen oder zwei, oder alle drei der genannten Bestandtheile sich auflöset; so muß auch der Preiß oder Tauschwerth aller Waaren, aus welchen der gesammte Ertrag der jährlichen Arbeit jedes Landes besteht, zusammen genommen in dieselbe drei Bestandtheile sich auflösen. Und sonach muß das Total alles dessen, was jährlich durch die produktive Arbeit einer Nation gesammelt, oder hervorgebracht wird, oder, welches auf eins hinausläuft, der Preiß

dieses Totals, zunächst bei dessen Entstehung unter gewisse Glieder dieser Nation, entweder als Lohn ihrer Arbeit, oder als Profit von ihrem Verlage, oder als Rente von ihrem Boden vertheilt werden.

Lohn, Profit und Rente sind die drei ursprünglichen Quellen, wie alles Tauschwerths, so auch alles Einkommens. Jedes andere private sowohl als öffentliche Einkommen ist zuletzt allemal aus einer oder der andern dieser Urquellen abgeleitet. Denn:

Wer sein Einkommen aus einem Fonds zieht, der ihm selbst gehört, muß es aus seiner Arbeit oder aus seinem Verlage, oder aus seinem Boden ziehen. Zieht er es aus Arbeit, so heißt es Lohn. Zieht er es aus einem Verlage, den er selbst benutzt, so heißt es Profit. Zieht er es aber aus einem Verlage, den er nicht selbst anwendet, sondern einem andern leihet, so nennt man es Geldzinsen oder Interessen: und diese sind allemal ein abgeleitetes Einkommen, das, wenn es nicht aus dem Profit bezahlt wird, den der Borger mit dem empfangenen Darlehn macht, aus irgend einer andern Quelle bezahlt werden muß. Zieht er es endlich, bloß als Grundeigner, und nicht zugleich als Landwirth betrachtet, aus

seinem Boden; so heißt es Rente. Des bloßen Landwirths oder Pächters Einkommen entspringt, theils aus seiner Arbeit, und theils aus seinem Verlage. Für ihn ist der Boden nur das Werkzeug, mittelst dessen er den Lohn dieser Arbeit verdienen, und den Profit von diesem Verlage machen kann.

Eben daraus folgt, daß auch alle Steuern, und alles darauf gegründete Staatseinkommen, sammt allen Gehalten, Pensionen und Annuitäten jeder Art zuletzt aus einer oder der andern von jenen drei ursprünglichen Einkommensquellen herrühren, und entweder unmittelbar oder umwegsweise aus dem Arbeitslohn, dem Verlagsprofit oder der Landrente bezahlt werden.

Leicht lassen sich jene drei Arten von Einkommen unterscheiden, wenn jede einer andern Person zugehört; vereinigen sie sich aber in Einer Person: so werden sie bisweilen, wenigstens in der gemeinen Sprache, mit einander verwechselt. Ein Gutsherr, der sein Gut selbst bewirthschaftet, und der also, nach Abzug der Wirthschaftskosten, die Rente des Eigners sowohl, als den Profit des Pächters gewinnt, nennt seinen ganzen Erwerb doch insgemein Profit, und verwechselt sonach Profit mit Rente. Ein unab-

unabhängiger Fabrikant, der mit eigenem Verlage seine Materialien anschaft, und seinen Unterhalt bis zum Verkauf seines fertigen Werks bestreitet, hat beides, sowohl den Lohn eines Gesellen, der unter einem Meister arbeitet, als den Profit, den dieser Meister durch den Verkauf von des Gesellen Werk zieht. Indessen nennt man seinen ganzen Erwerb insgemein Profit; und verwechselt sonach Profit mit Arbeitslohn. Ein Gärtner, der mit eigenen Händen seinen Garten baut, vereinigt in seiner Person den dreifachen Charakter des Grundeigners, Pächters und Arbeiters, und zieht daher aus seinem Gewerbe die Rente des ersten, den Profit des zweiten, und den Lohn des dritten. Gleichwohl siehet man insgemein das Ganze bloß für den Verdienst seiner Arbeit an, und vermischt sonach in diesem Fall Rente sowohl als Profit mit Arbeitslohn.

Daraus, daß in einem kultivirten Lande der Tauschwerth nur von sehr wenigen Waaren aus Arbeit allein besteht, von den allermeisten hingegen mit aus Profit und Rente zusammengesetzt ist, läßt sich ein merkwürdiger Schluß ziehen. Da nehmlich der Tauschwerth, welchen der ganze jährliche Ertrag aller produktiven Arbeit einer Nation

hat, nicht von dieser ihrer Arbeit allein, sondern einem großen, wir wollen annehmen, dem dritten, Theile nach von Profit, und von Rente herrührt; so wird der jährliche Totalertrag ihrer Arbeit allemal hinreichend seyn, ein viel größeres, jener Annahme nach, ein um die Hälfte größeres Quantum Arbeit zu bezahlen oder zu befehlen, als dasjenige war, welches jenen Ertrag hervorgebracht, bereitet und zu Markt gestellt hatte.

Sollte nun die Nation jährlich alle die produktive Arbeit in Gang setzen, welche sie jährlich zu bezahlen vermag: so würde nicht nur die Quantität ihrer Arbeit mit jedem Jahre gewaltig zunehmen; sondern es würde auch der Ertrag jedes folgenden Jahres den Ertrag des vorhergehenden in noch höherm Verhältnisse übertreffen.

Aber es giebt keine Nation, deren gesammter jährlicher Arbeitsertrag wiederum zur Unterhaltung produktiver Arbeiter angewandt würde. Ueberall wird solcher, einem großen Theile nach, von nicht producirenden Personen verzehrt: und zufolge der verschiedenen Verhältnisse, nach welchen er zwischen diesen beiden Klassen von Leuten getheilt wird, muß, Zufälligkeiten bei Seite

gesetzt, auch sein Werth entweder jährlich wachsen, oder abnehmen, oder von Jahr zu Jahr derselbe bleiben.

Zweites Kapitel.

Von den Veränderungen des Marktpreißes, und wie die Bestandtheile desselben in ihrem Verhältnisse gegen einander dadurch verändert werden.

In jeder Gegend oder Nachbarschaft findet man einen üblichen oder im Durchschnitt geltenden Satz von Lohn sowohl, als von Profit, bei jeder verschiedenen Anwendung von Arbeit und von Verlag. Auch findet man in jeder Gegend oder Nachbarschaft, einen üblichen oder im Durchschnitt geltenden Satz von Rente der verschiedenen Ländereien.

Diese üblichen oder im Durchschnitt geltenden Sätze nennen wir die natürlichen Sätze von Lohn, von Profit und von Rente für die Zeit und den Ort, wo sie statt haben.

Ist der Preiß einer Waare weder mehr noch weniger, als hinreichend, um von dem

Boden, von der Arbeit, und von dem Verlage, welche sämmtlich zur Erzeugung, Bereitung und Feilstellung der Waare angewandt worden sind, die Rente, den Lohn, und den Profit, nach den natürlichen Sätzen dieser drei Stücke zu bezahlen; so wird die Waare dann für den Preiß verkauft, den man ihren Naturpreiß, in dem an einem andern Ort bereits erklärten Sinne dieses Wortes, nennen kann.

Die Waare wird dann genau für das verkauft, was sie werth ist, oder was sie demjenigen, der sie zu Markt bringt, würklich kostet. Zu diesen Kosten nehmlich gehört auf alle Weise auch des Verkäufers Profit. Denn wenn er die Waare zu einem Preiße verkauft, der ihm den in seiner Nachbarschaft üblichen Profit nicht gewährt; so hat er offenbar Schaden: weil er ja bei irgend einer andern Anwendung seines Verlages jenen Profit hätte machen können. Ueberdem ist er auf seinen Profit als auf die eigentliche Quelle seines Einkommens gewiesen. Und so wie er während der Zeit, daß die Waare bereitet und zu Markt geschaft wird, seinen Arbeitern ihren Lohn oder Unterhalt vorschießt; so schießt er auch sich selbst seinen Unterhalt vor, den er überhaupt

gemäß dem Profit einrichtet, welchen er von dem Verkauf seiner Waare billig erwarten kann. Gewährt sie ihm daher nicht diesen Profit; so bezahlt sie ihm nicht dasjenige wieder, was sie ihm, ganz eigentlich zu sagen, gekostet hat. Und der Preiß, der ihm diesen Profit läßt, ist also, wenn auch nicht immer der kleinste, um welchen er bisweilen seine Waare mag losschlagen müssen, doch der kleinste, um welchen er sie eine beträchtliche Zeit hindurch verkaufen wird; wenigstens da, wo Gewerbfreiheit herrscht, oder wo er, so oft es ihm gefällt, mit seiner Handthierung wechseln darf.

Der Marktpreiß, d. i. der jedesmalige Preiß, um welchen eine Waare insgemein verkauft wird, kann entweder über oder unter, oder genau gleich ihrem Naturpreiße seyn.

Der Marktpreis jeder Waare bestimmt sich durch das Verhältniß zwischen der Quantität, die jedesmal zu Markt kommt, und der würksamen Nachfrage, das heißt, der Nachfrage von Seiten derer, welche willig sind, den Naturpreiß der Waare zu bezahlen, nehmlich den vollen Werth der Rente, des Lohnes und des Profits, der bezahlt werden muß, wofern die Waare zu Markt kommen soll.

Wenn das zu Markt kommende Quantum einer Waare gegen die würksame Nachfrage zu klein ausfällt; und mithin nicht alle die, welche den vollen Naturpreiß zu bezahlen bereit sind, so viel bekommen können, als sie verlangen; so werden Manche, statt leer auszugehen, lieber mehr geben wollen. Sogleich wird sich unter ihnen eine Concurrenz anheben, und der Marktpreiß wird den Naturpreiß übersteigen; mehr oder weniger, je nachdem theils der Mangel an Waare mehr oder weniger groß, theils das Bedürfniß zu kaufen auf Seiten der Nachfragenden mehr oder weniger dringend ist.

Wenn das zu Markt gebrachte Quantum gegen die würksame Nachfrage zu groß ausfällt, und folglich nicht alles sich an diejenigen absetzen läßt, welche den vollen Naturpreiß dafür zu geben bereit sind; so muß ein Theil davon denen überlassen werden, die weniger dafür geben wollen, und der niedrige Preiß, den sie geben, zieht natürlich den Preiß des Ganzen herab. Der Marktpreiß sinkt sonach unter den Naturpreiß; mehr oder weniger, je nachdem der Ueberschuß an Waare mehr oder weniger groß, und das Bedürfniß zu verkaufen auf

Seiten der Feilbietenden mehr oder weniger dringend ist.

Wenn das zu Markt gebrachte Quantum eben hinreichend ist, die würksame Nachfrage zu befriedigen; so trift der Marktpreiß mit dem Naturpreiße genau oder so nahe, daß man sie nicht unterscheiden kann, zusammen. Das ganze zum Verkauf bestimmte Quantum läßt sich dann um diesen Preiß absetzen, aber nicht um einen höhern. Die Konkurrenz der Verkäufer nöthigt sie, diesen Preiß anzunehmen, aber nicht einen geringern *).

*) Um vollständig alle Veränderungen des Marktpreißes zu übersehen, nenne man das zu Markt kommende Waarenquantum q, die Nachfrage n, und nehme an, der Marktpreiß, den das Verhältniß $\frac{n}{q}$ bestimmt, sey dem Naturpreiße gleich, wenn q gleich n, und folglich $\frac{n}{q}$ gleich Eins ist. Die verschiedenen Bedingungen, unter welchen der Bruch $\frac{n}{q}$ größer, als Eins wird, geben dann alle die Fälle an, in welchen der Marktpreiß den Naturpreiß übersteigt; so wie die entgegengesetzten Bedingungen, wenn $\frac{n}{q}$ kleiner als Eins wird, alle Fälle des unter den Naturpreiß herabsinkenden

Das zu Markt kommende Quantum jeder Waare strebt von selbst der würksamen Nachfrage sich immer anzupassen. Denn:

Marktpreißes angeben. Steigen also wird der Marktpreiß,

1) wenn n wächst, während q sich gleich bleibt, oder langsamer als n wächst;

2) wenn q abnimmt, während n sich gleich bleibt, oder langsamer abnimmt, als q;

3) wenn zu gleicher Zeit n größer und q kleiner wird. Das Erste ist z. B. der Fall mit Baumaterialien nach einem Brande; mit Schiffsbedürfnissen während eines Seekrieges; mit neumodischen Waaren, wenn der Geschmack daran sich schneller verbreitet, als die Lieferung ihm nachkommen kann. Das Zweite ist der Fall mit Butter, mit Talg und Fleisch, mit Leder und Wolle nach einem Viehsterben; mit Feldfrüchten nach einem Mißwachs, mit ausländischen Waaren, wenn die erwartete Zufuhr davon unterbrochen wird, sey es durch Kaperey, durch plötzliches Ausfuhrverbot, durch ein Embargo, oder durch zu frühes Zufrieren der nordischen Häfen, wie z. B. durch den letzten Umstand vor einigen Jahren, die Russischen Lichte in London gewaltig aufschlugen. Das Dritte ist der Fall mit Proviant, Fourage, Pferden und andern Militairbedürfnissen auf einem Kriegsschauplatze, mit Holz in Ländern, wo die Bodenkultur sich erweitert, und Volksmenge sowohl als Wohnungsluxus zunehmen.

a) reicht es irgend einmal über die würksame Nachfrage hinaus; so müssen von den Bestandtheilen seines Preißes einige unter

Außer dem Verhältnisse der Größen q und n aber hängt, wie schon erwähnt ist, das größere oder geringere Steigen und Fallen des Marktpreißes noch ab von dem Grade des Bedürfnisses der Nachfragenden zu kaufen sowohl als der Feilbietenden zu verkaufen. Wir bemerken darüber nur:

1) Daß die Nachfrage, wenn nicht die Rede von Lebensnothwendigkeiten ist, (die freilich z. B. in einer belagerten Vestung grenzenlos steigen können,) ihre Grenzen hat, indem man die allzutheure Waare lieber entbehrt, oder sich mit Surrogaten behilft; wie mit Kartoffeln statt Korn, mit Torf statt Holz, mit Cichorien statt Kaffee u. dgl.: ein Umstand, der, verbunden mit dem andern, daß Theurung Zufuhr bringt, die Maxime des vernünftigen Kaufmanns begründet, sich nicht gerne auf theuren Einkauf zum theuren Verkauf einzulassen, sondern lieber wohlfeil zu kaufen, um wohlfeil verkaufen zu können.

2) Das Bedürfniß zu verkaufen richtet sich theils nach der Natur der Waare (daher z. B. in dem Mißjahre 1794 der Preiß des Viehes, aus Mangel an Futter, so tief herabging), theils nach den Vermögensumständen ihres Eigners. So kann der steigende Wohlstand des größeren Theiles unserer Landwirthe zu einer Preißerhöhung ihrer Produkte im Ganzen freilich in so fern beitragen, als er

ihren natürlichen Satz fallen, und sonach schlecht bezahlt werden. Ist es Rente, was so fällt; so wird der Landwirth seinem Interesse gemäß einen Theil seines Bodens sofort der bisherigen Anwendung entziehn: und ist es Lohn oder Profit; so werden ihrem Interesse gemäß der Arbeiter in dem einen Fall, und sein Beschäftiger in dem andern, einen Theil der Arbeit oder des Verlages sofort von der bisherigen Anwendung abwenden. Bald wird daher das zu Markt kommende Quantum mehr nicht, als eben

ihnen die Aufbewahrung von Vorräthen für eine bessere Nachfrage des Auslandes erleichtert, und diese würklich bald erfolgt. Denn je länger sie ausbleibt, je mehr ergießen sich, kraft der zunehmenden Aufbewahrungskosten, nach und nach jene Vorräthe von selbst in den allgemeinen Umlauf. Abgesehen aber von der auswärtigen Nachfrage, und vollends also bei Produkten, die zur Ausfuhr verboten sind, wie Häute und Wolle, kann jener Wohlstand, so fern er die Landwirthe bloß der Nothwendigkeit, ihre Waare zur Unzeit auszustoßen, überhebt, im Ganzen durchaus keinen höhern, sondern nur einen gleichförmigern Preiß bewürken: eine Würkung, die übrigens statt haben kann, wenn auch, anderer Ursachen wegen, der Preiß sehr wechselt, indem er ohne sie noch stärker wechseln würde.

hinreichend, für die würksame Nachfrage seyn. Alle verschiedene Bestandtheile seines Preißes werden auf ihren natürlichen Satz, und der ganze Preiß wird auf den Naturpreiß hinaufgehen.

b) Fällt dagegen zu irgend einer Zeit das zu Markt kommende Quantum gegen die würksame Nachfrage zu klein aus; so müssen von den Bestandtheilen seines Preißes einige über ihren natürlichen Satz steigen. Ist es Rente; so werden alle andere Bodeneigner ihrem Interesse gemäß mehr Land zur Gewinnung dieser Waare bestimmen: ist es Lohn oder Profit; so werden alle andre Arbeiter und deren Beschäftiger ihrem Interesse gemäß mehr Arbeit und Verlag, als bisher, auf Fertigung und Feilstellung der Waare wenden. Bald wird das zu Markt kommende Quantum groß genug zur Befriedigung der würksamen Nachfrage seyn. Alle Bestandtheile seines Preißes gehen nun auf ihren natürlichen Satz, und der ganze Preiß auf den Naturpreiß herab.

Der Naturpreiß ist demnach gleichsam der Centralpreiß, nach welchem die Preiße aller Waaren unabläßig hinstreben. Zwar können sie durch Umstände verschiedener Art manchmal ziemlich hoch über ihm empor ge-

halten, und manchmal sogar etwas unter ihn herabgedrückt werden; aber sobald das Hinderniß aufhört, gehen sie nach ihm, als ihrem eigentlichen Ruhestande, zurück.

Die Abweichungen des Marktpreißes vom Naturpreiße sind von zweierlei Art; indem jener gelegentlich und einstweilig um diesen schwankt, oder mehr oder weniger anhaltend über ihm, und auch wohl, obzwar selten, und nicht lange unter ihm schweben bleibt. Woher jede dieser beiden Abweichungsarten komme, und wie sie auf die Bestandtheile des Preißes würke, ist einer genaueren Betrachtung werth.

Von den gelegentlichen und einstweiligen Schwankungen des Marktpreißes giebt es so vielerlei Ursachen, als es Ereignisse giebt, die das Gleichgewicht zwischen dem zu Markt kommenden Waarenquantum und der darnach vorhandenen Nachfrage stören können. Unter diesen Ursachen ist eine von unabänderlicher Art, und zugleich von dem weitesten Einflusse. Nehmlich obschon das ganze Quantum Industrie, das jährlich angewandt wird, den Markt mit einer gewissen Waare zu versorgen, der würksamen Nachfrage sich anpaßt, und immer genau so viel, und mehr nicht, als diese verlangt, zu lie-

fern strebt; so gelingt dieß doch nicht in Absicht jeder Gattung von Waaren. Denn dasselbe Quantum Industrie bringt bei manchen Anwendungen von Jahr zu Jahr, sehr verschiedene Quantitäten Waaren hervor; statt daß es bei andern immer ganz oder fast ganz dieselbe Quantität hervorbringt.

Dieselbe Anzahl von Arbeitern bei der Landwirthschaft erzeugt in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Quantitäten Getreide, Flachs, Hopfen, Seide, Wein, Oel, und dergleichen: auch ist es zum Theil so bei der Seefischerei und selbst bei manchem Bergbau. Dagegen schafft dieselbe Anzahl von Spinnern und Webern jedes Jahr ganz oder fast ganz dieselbe Quantität von Leinen- und Wollenwaaren; und eine ähnliche Bewandniß hat es mit fast allen Fabrikgewerben, so fern sie nicht, wie z. B. die Seesalzbereitung, sehr von der Witterung abhängig sind.

Nur der Mittelertrag also jener ersten Gattung von Industrie kann der würksamen Nachfrage einigermaßen angepaßt werden: und da ihr jedesmaliger würklicher Ertrag oft weit größer und oft weit kleiner ausfällt, als jener Mittelertrag; so wird das zu Markt kommende Quantum solcher Waaren

die Nachfrage manchmal um vieles übertreffen, manchmal um vieles gegen sie zurückstehen. Ihr Marktpreiß wird daher großen Schwankungen ausgesetzt seyn; wird manchmal ziemlich tief unter, und manchmal ziemlich hoch über ihren Naturpreiß gehen. Er wird schwanken nicht nur mit dem Wechsel der Nachfrage, sondern auch mit dem weit stärkern und häufigern Wechsel der für die jedesmalige Nachfrage zu Markt kommenden Quantität. Dagegen wird der Marktpreiß jener andern Gattung von Waaren eben darum, weil ihre Lieferung sich genauer nach der würksamen Nachfrage richten kann, fast nur wechseln, wenn die Nachfrage wechselt.

Das gelegentliche und einstweilige Schwanken des Marktpreißes einer Waare würkt am meisten auf diejenigen Bestandtheile ihres Preißes, die sich im Lohn und Profit auflösen. Den in Rente sich auflösenden Theil trift es weniger. Auf eine in Geld bestimmte vom Pächter an den Grundeigner zahlbare Rente würkt es nicht im geringsten, weder was ihren Werth, noch was ihren Satz, das heißt, ihr Verhältniß zum Bruttoertrage betrift. Besteht die Rente entweder in einem gewissen Quantum, oder in

einer gewissen Quote der rohen Produkte, (wie z. B. bei Schäfereien, oder beim Bergbau;) so wird freilich ihr jährlicher Werth durch alles gelegentliche und einstweilige Schwanken des Marktpreißes jener rohen Produkte verändert; aber nicht leicht ihr jährlicher Satz. Denn was diesen betrift; so bemühen sich der Grundeigner und Pächter bei Festsetzung der Pachtbedingungen denselben nicht nach dem gelegentlichen und einstweiligen, sondern nach dem im Durchschnitt geltenden und gewöhnlichen Preiße der Produkte zu bestimmen.

Ein solches Schwanken würkt auf den Werth sowohl, als auf den Satz, d. i. auf die Vielheit sowohl, als auf die Höhe entweder des Profits oder des Lohnes, je nachdem entweder an Waaren oder an Arbeit, entweder an dem, was schon gemacht, oder an dem, was noch zu machen ist, ein Ueberfluß oder Mangel sich auf dem Markte findet.

Nach dem gewaltigen Sturm am dritten November 1801, der so viel Dächer beschädigte, stieg in Königsberg der Preiß der Dachpfannen um 30, 40 Prozent, und erhöhete den Profit des mit dieser Waare versehenen Kaufmanns; weil der Markt damit für die plötzliche Nachfrage nicht genug be-

setzt war. Auch stieg aus gleichem Grunde der Lohn der Maurergesellen. Aber der Profit der Unternehmer von Ziegeleien, und der Lohn der darin beschäftigten Arbeiter stieg nicht; denn, was man verlangte, waren fertige Dachpfannen, nicht solche, die noch erst gemacht werden sollten.

Eben so kann eine Landestrauer, wenn sie unvermuthet kommt, (nicht wenn sie, wie es bei des großen Friedrichs letzter Krankheit der Fall war, lange genug vorhergesehen ist,) den Profit des mit Trauerwaaren versehenen Kaufmanns vermehren und erhöhen, indem er mehr und theurer absetzt. Auch erhöht sie den Lohn der Schneidergesellen. Aber den Lohn der Weber von solcher Waare erhöht sie nicht: denn fertige Waare, nicht noch erst zu verfertigende, ist es, was verlangt wird. Zugleich senkt sie, weil sie die Nachfrage nach farbigen Zeugen eine geraume Zeit hindurch hemmt, den Profit des mit einem starken Lager von solchen Zeugen versehenen Kaufmanns sowohl, als den Lohn der Arbeiter, die dergleichen verfertigen; indem der Markt mit Waare sowohl, als mit Arbeit, überfüllt ist.

Es kann der Marktpreiß mancher Waaren über ihrem Naturpreiße mehr oder weniger

niger lange und hoch schweben bleiben, je nachdem das Mißverhältniß zwischen der Lieferung dieser Waare und der darnach vorhandenen Nachfrage mehr oder weniger anhaltend und groß ist. Dieß Mißverhältniß beruhet manchmal auf physischen Ursachen, manchmal darauf, daß diejenigen, welche den Markt mit jenen Waaren reichlicher versorgen sollten, entweder durch Mangel an Kenntniß, oder durch polizeiliche Beschränkungen, daran gehindert werden.

Manches Naturprodukt verlangt einen so eigenen Boden, und eine so besondere Lage, daß alles zu dessen Erzeugung taugliche Land bisweilen nicht hinreicht, der würksamen Nachfrage Genüge zu thun. In solchem Fall läßt sich also das gesammte zu Markt kommende Quantum an Käufer absetzen, die mehr dafür geben wollen, als genug ist, die Rente des Bodens, der es erzeugt, sammt dem Lohn und dem Profit der Arbeit und des Verlages, durch deren Anwendung es gewonnen und zu Markt gebracht wird, den natürlichen Sätzen dieser drei Stücke gemäß, zu bezahlen.

Unter den Bestandtheilen des hohen Preißes solcher Waaren ist gemeiniglich die Landrente derjenige, welcher über seinen natür-

lichen Satz bezahlt wird. So hat z. B. die Rente von den Weinbergen, welche die edelste von allen Sorten der französischen, rheinischen, ungarischen und Kapweinen liefern, keine regelmäßige Proportion zu der Rente von andern gleich fruchtbaren und gleich gut angebaueten Grundstücken in der Nachbarschaft.

Dagegen pflegt der Lohn und der Profit der Arbeit und des Verlages, die auf Gewinnung und Bereitung solcher Waaren angewandt werden, verhältnißmäßig nicht höher zu seyn, als bei allen andern Anwendungen in der Nachbarschaft. In Ansehung der Kultur des besten Thees in China, und des besten Kaffees in Arabien wird es vermuthlich eben so bewandt seyn.

Ein Handelsgeheimniß kann dem, der es besitzt, den Genuß eines außerordentlichen Profits gewähren, indem es hindert, daß der hohe Preiß, der ihm zu gute kommt, nicht durch Konkurrenz herabgezogen wird. Weiß ein Kaufmann einen Platz, von wo er eine Waare wohlfeiler auf seinen Markt stellen kann, als sie sonst daselbst gilt; oder weiß er einen Platz, wo eine Waare seines Orts in hohem Preiße steht, und daher besonders vortheilhaft abzusetzen ist; so sucht er dergleichen Umstände geheim zu halten.

Denn würden sie bekannt; so würde der hohe Profit so viel neue Nebenbuhler zu ähnlichen Unternehmungen reizen, daß in beiden Fällen der Marktpreiß der Waare bald auf seinen Naturpreiß, vielleicht gar eine Zeitlang unter ihn, herabgehen, und sonach bald nicht mehr als den gewöhnlichen Profit, oder auch selbst nicht einmal diesen, gewähren würde. Geheimnisse dieser Art lassen sich indessen, wenn nicht etwa jene Plätze weit entlegen von dem Wohnsitze des Kaufmanns sind, selten lange, zumal bei dem jetzigen Zustande des Handels, bewahren; und länger, als sie, kann auch der außerordentliche Profit nicht wohl bestehen.

Fabrikgeheimnisse können länger bewahrt werden, und zwar chemische meist noch besser als mechanische. Ein Tabaksfabrikant, wie Bolongaro, der mit gleichen oder geringern Kosten eine beliebtere Gattung Tabak zu verfertigen wüßte, als irgend ein anderer Fabrikant, könnte bei gehöriger Vorsicht den Vortheil seiner Entdeckung lebenslang genießen, und selbst seiner Nachkommenschaft als ein Vermächtniß hinterlassen.

Eben dieß möchte wohl auch einen Erfinder irgend einer kleinen Maschine, vermittelst welcher mit geringeren Kosten eine

gleiche Quantität eben so guter oder noch besserer Waare sich verfertigen läßt, wie z. B. der Strumpfweberstuhl ist, gelingen können. Natürlich fällt das Bewahren solcher Geheimnisse in eben dem Maaße schwerer, als zur Benutzung derselben die Beihülfe mehrerer Hände nöthig ist.

Die holländischen Windschneidemühlen, das italienische Seidenfilatorium, und selbst die Brittischen Spinnmaschinen ließen sich, weil die Anlage sowohl, als der Gebrauch derselben viele Hände erfordert, nicht lange geheim halten; so wie aus gleichem Grunde die Verfertigung des Berlinerblaues und des sächsischen Porcellans auch nicht. Die außerordentlichen Gewinnste, die ein solcher Erfinder zieht, erhält er aus dem hohen Preiße, der ihm für seine originale Arbeit bezahlt wird. Sie bestehen eigentlich in dem hohen Lohn jener Arbeit: obgleich, weil sie sich an jedem Theile seines Verlages wiederholen, und ihr ganzer Belauf daher in einer regelmäßigen Proportion mit dem Verlage steht, sie gemeinhin für außerordentlichen Verlagsprofit angesehen werden.

Ein Monopol, sey es einer einzelnen Person, sey es einer Gesellschaft verliehen, würkt durch Hemmung der Konkurrenz gerade so,

wie ein Handels- oder Fabrikgeheimniß. Der Monopolist, indem er der würksamen Nachfrage nie völlig Genüge thut, verkauft seine Waare weit über ihren Naturpreiß, und erhöht seine Vortheile, sie mögen in Lohn oder Profit bestehen, weit über ihren natürlichen Satz.

In jedem Fall ist der Monopolpreiß der höchste, den es möglich ist zu erlangen. Der Naturpreiß oder der Preiß der freien Konkurrenz hingegen ist der niedrigste, wofür, zwar nicht in jedem einzelnen Fall, aber eine geraume Zeit hindurch, die Waare gelassen werden kann.

Ein höherer, als jener, läßt sich den Käufern nicht abpressen; einen niedrigern, als diesen, können die Verkäufer insgemein nicht annehmen, wenn ihr Gewerbe fortdauern soll.

Auf ähnliche Art, nur in geringerm Grade, würken die Zunftprivilegien, und alle Gesetze, wodurch in gewissen Gewerben die Konkurrenz der Verkäufer beschränkt wird. Sie sind eine Art von erweiterten Monopolien, und streben, in ganzen Klassen von Gewerben den Marktpreiß gewisser Waaren über dem Naturpreiße, und den Lohn der darin beschäftigten Arbeiter sowohl, als den Profit des darin angewandten Verla-

ges über dem natürlichen Satze empor zu halten.

Die bisher betrachteten drei Arten von Erhöhungen des Marktpreißes können so lange währen, als ihre Ursachen Bestand haben. Die erste Art kann daher Jahrhunderte lang, oder so fern man die physischen Umstände, worauf sie beruht, durch keine Kunst zu ersetzen vermag, ohne Ende fortdauern. Die zweite Art, die von gefälligem Wissen und Nichtwissen abhängt, kann doch manchmal auch Jahrelang anhalten. Die dritte Art kann so lange währen, als die Polizeiregulative, durch welche sie veranlaßt wird.

Aber obschon der Marktpreiß einer Waare sich lange über ihrem Naturpreiße halten kann; so kann er sich doch nicht lange unter ihm halten. Denn welcher von seinen Bestandtheilen es auch sey, der unter den natürlichen Satz sinkt, und mithin zu schlecht bezahlt wird; so werden diejenigen, welche der Verlust trift, unverzüglich entweder so viel Land, oder so viel Arbeit, oder soviel Verlag den davon bisher für jene Waare gemachten Anwendungen entziehen, bis das zu Markt kommende Quantum bald nicht mehr als hinreichend für die würksame Nachfrage

ist, und sonach der Marktpreiß der Waare sich zu ihrem Naturpreiße wieder erhebt. Wenigstens da, wo vollkommene Gewerbfreiheit statt fände, würde dieß unfehlbar der Fall seyn.

Zwar kann es geschehen, wenn ein zünftiges Gewerbe in Verfall geräth, daß der Lohn der Arbeiter wegen der Zunftgesetze, wodurch ihnen der Uebergang zu einem andern Gewerbe verwehrt ist, selbst unter seinen natürlichen Satz zu stehen kommt. Aber das kann nicht länger dauern, als der Ueberschuß von Arbeitern lebt, die solchem Gewerbe zur Zeit seines Flors sich gewidmet hatten. Sind diese fort; so stellt sich die Anzahl derer, die sich nachgehends zu diesem Gewerbe wenden, mit der würksamen Nachfrage von selbst ins Gleichgewicht. Nur eine so gewaltsame Polizei, wie die, welche in Indostan und in Altägypten jeden Sohn unabänderlich an den Beruf seines Vaters band, könnte den Arbeitslohn und den Verlagsprofit in manchen Gewerben mehrere Generationen hindurch unter dem natürlichen Satze nieder halten.

Drittes Kapitel.

Von den Veränderungen, denen der Naturpreiß unterworfen ist, und ihrem Einflusse auf die ursprüngliche Vertheilung des gesammten jährlichen Wirthschaftsertrages einer Nation.

Nicht bloß der Marktpreiß ist veränderlich, in Hinsicht auf den Naturpreiß, sondern auch dieser selbst verändert sich mit dem natürlichen Satze eines jeden von seinen Bestandtheilen, nehmlich des Lohns, des Profits, und der Rente. Und der natürliche Satz jedes dieser Stücke verändert sich bei jeder Nation nach ihren Vermögensumständen, nach ihrem Reichthum oder ihrer Armuth, ihrer fortschreitenden, sich gleichbleibenden, oder rückgängigen Wirthschaft. Diese Veränderungen alle nach ihren Ursachen und Folgen so deutlich und vollständig, als es sich thun läßt, zu erklären, ist der Zweck der folgenden fünf Abtheilungen.

Erstens soll erklärt werden, welches die Umstände sind, die den Satz des Lohns natürlicherweise bestimmen, und in welcher Art sie mit dem Reichthum oder der Armuth, mit der fortschreitenden, sich gleichbleibenden oder rückgängigen Wirthschaft der Nation zusammenhängen.

Zweitens sollen die nehmlichen Fragen, in Hinsicht auf den Satz des Profits erörtert werden.

Und da zwischen den Geldlöhnen aller verschiedenen Arten von Arbeit, und zwischen den Geldprofiten bei allen verschiedenen Arten von Verlagsbenutzung eine gewisse Proportion statt zu finden scheint, welche, wie weiterhin erhellen wird, theils auf der Natur jener verschiednen Arten von Arbeit und Verlagsbenutzung, theils auf den Polizeigesetzen des Landes, von welchem die Rede ist, beruhet, aber mit dessen Reichthum oder Armuth, fortschreitender, sich gleichbleibender, oder zurückgehender Wirthschaft wenig zusammenhängt, sondern unter allen solchen Veränderungen fast dieselbe bleibt; so sollen, drittens, alle die verschiedenen Umstände, durch welche diese Proportion bestimmt wird, aus einander gesetzt werden.

Viertens zeigen wir, welches die Umstände sind, die den Satz der Bodenrente bestimmen, und den Sachpreiß aller verschiedenen Erzeugnisse des Bodens erhöhen oder erniedrigen.

Diese Untersuchungen alle beschließen wir, fünftens, mit einer Darstellung des verschiednen Verhältnisses, in welchem das In-

tereſſe einer jeden der drei Claſſen, die von Lohn, von Profit und von Rente leben, zu dem allgemeinen Wohlſtande der Nation ſteht.

Vor allen dieſen Unterſuchungen aber, ſcheint es nöthig, erſt über den verſchiedenen Gang der Nationalwirthſchaft, welcher mit den die Sätze des Lohns, Profits und der Rente zunächſt beſtimmenden Umſtänden zuſammenhängt, eine doppelte Frage zu erörtern.

I. Woran erkennt man den verſchiedenen Wirthſchaftsgang einer Nation, ob ſie fortſchreitet, oder ſich gleich bleibt, oder zurückgeht?

Sie ſchreitet mehr oder weniger fort nach Maaßgabe, wie der Totalertrag ihrer produktiven Arbeiten von Jahr zu Jahr mehr oder weniger zunimmt; alſo nach Maaßgabe, wie ſich ihre Bodenkultur erweitert und verbeſſert, ſo daß ſie einen an Maſſe und an Werth größeren Ertrag, z. B. nicht nur mehr Getreide und Wolle, ſondern auch unter jenem mehr Weitzen, unter dieſer mehr von der feinern Gattung liefert; und wie auf gleiche Weiſe ihre Manufakturen und ihr Handel an Umfang und an Wichtigkeit gewinnen.

Aber nothwendig muß man dabei allemal auf das Ganze sehen, wenn man sich nicht Täuschungen aussetzen will. Der Totalertrag der Wirthschaft einer Nation kann zunehmen, ungeachtet ein und das andere Gewerbe zurückbleibt oder verfällt. So mag England, obschon es in diesem letzten Menschenalter seine vormals wichtige Kornausfuhr immer mehr eingebüßt hat, und manche seiner Wollenzeuchmanufakturen jetzt schmachten sieht, darum doch nicht weniger beständig fortgeschritten seyn; indem es durch einen stärkern Schwung seines städtischen Gewerbfleißes den etwanigen Rückgang des ländlichen, so wie, durch Vermehrung seiner andern Fabriken den Verfall jener einen mehr als ersetzt haben kann.

Eben so wenig darf man aus dem hie oder da sich zeigenden Flor eines oder des andern Gewerbes sofort auf einen verhältnißmäßigen Zuwachs des Gesammtertrages der Nationalwirthschaft schließen. Es kann der Bergbau sich erweitern auf Kosten der Landwirthschaft, so wie, selbst was diese betrift, manches Domanialvorwerk an Kultur gewinnen kann mit größerem Verlust auf Seiten des Bauerlandes. Fabriken in der Hauptstadt heben sich empor, vielleicht auf

Kosten des Gewerbfleißes der Provinzen: und mancher Handelszweig blüht vielleicht, durch ein Monopol begünstigt, auf Kosten wichtigerer Gewerbe.

Also nur so fern von allen verschiedenen Gewerben einer Nation zusammen genommen der Totalertrag im Durchschnitt von Jahr zu Jahr sich größer findet, ist ein verhältnißmäßiger Fortschritt ihrer Wirthschaft gewiß.

Die Zunahme der Anzahl aller in den verschiednen Gewerben beschäftigten Hände giebt ebenfalls ein sichres Anzeichen von einer würklichen Zunahme des gesammten Ertrages, und sonach von dem fortschreitenden Gange der Nationalwirthschaft. Denn obzwar, (wie anderwärts gezeigt werden wird,) ein und dasselbe Capital, auf verschiedenen Gattungen von Gewerben angelegt, bei alle dem, daß es einen gleichen Profit dem Eigner abwerfen mag, nicht einer gleichen Anzahl von Menschen im Lande Beschäftigung und Unterhalt giebt, und daher mit dem zunehmenden Wirthschaftsertrage die Volksmenge nicht nothwendig in gleichem Verhältniß zunimmt; so darf man doch umgekehrt von der zunehmenden Volksmenge mit Recht auf einen zunehmenden Wirthschaftsertrag

schließen; weil jene sich nicht vermehren kann, wenn dieser, und mit ihm das Landescapital, sich nicht vergrößert.

Der reichlichere Lohn der arbeitenden Classen, so fern er ein Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeitern über deren Anerbietung beweiset, ist allerdings auch ein Anzeichen von dem Fortschritt des Landes; wofern nicht etwa solches Uebergewicht von einer durch irgend eine vorhergegangene Calamität verursachten Verminderung der Arbeiter entstanden war.

Die zunehmende jährliche Ausfuhr eines Landes ist kein genaues Maaß von dem zunehmenden Totalertrag der Wirthschaft desselben. Dieser kann in höherm Verhältnisse wachsen, als jene; wenn das Land groß genug ist, um für seine Natur- und Kunsterzeugnisse sich selbst einen beträchtlichen Markt zu geben, wie z. B. Deutschland, Frankreich und Nordamerika, nichts von China zu sagen, gewiß in dem Fall sind. Auch kann er im geringern Verhältnisse wachsen, als jene: z. B. in Großbritannien, denn soviel, als von dem Ueberschusse der Ausfuhr über die Einfuhr eines Landes zur Bezahlung von Staatsgläubigern, zur Salarirung von Gesandten, zur Versorgung

von Reisenden, und vornehmlich zur Bestreitung von Kriegskosten auswärts verwendet wird; so viel ist, in so fern das Land dafür keine Valuta zurück empfängt, bei dessen Wirthschaftsberechnung unter die reinen Ausgaben in Abgang zu stellen.

Hat man vollends von den Exporten eines Landes aus ältern Jahren nichts als die Geldsummen, worin sie ausgedrückt sind, vor sich, und will durch deren Vergleichung mit einander dessen Wirthschaftsgang während einer langen Periode beurtheilen: so muß man, außer dem vielleicht verschiedenen Gehalt der Münzen (wie z. B. des alten und neuen, des silbernen und kupfernen oder papiernen Rubels,) auch noch die verschiedenen Werthe, die das Silber in jenen abstehenden Jahren gehabt haben mag, in Rechnung bringen; weil eine dem Realwerth nach gleiche Masse von Exporten zu verschiedener Zeit ziemlich ungleiche Quantitäten Silbers oder Goldes gegolten haben kann, während es doch der Realwerth, und nicht der nominale Geldbetrag der Exporten verschiedner Jahre ist, wornach man, wenn sie mit einander verglichen werden sollen, ihre Größe schätzen muß.

Die Zunahme der umlaufenden Baar-

schaft ist ein Anzeichen von dem Fortschritt eines Landes, so fern sie eine Folge von der Zunahme des Gesammtertrages seiner Gewerbsamkeit ist. Aber das ist sie nicht nothwendig allemal: sie kann auch, zumal wenn von etwas entfernten Zeitpunkten die Rede ist, eine Folge von dem gesunknen Silberwerth seyn; und so weit sie dieß ist, beweiset sie für den Fortschritt des Landes nichts. Nur so fern sie größer wäre, als die Ausgleichung des gesunknen Silberwerths es erfordert, würde der Ueberschuß eine Zunahme des Ertrages und sonach einen Fortgang der Wirthschaft beweisen.

So ist es mit den Merkmalen der fortschreitenden Nationalwirthschaft bewandt; aus welcher die Merkmale der rückgängigen sowohl als der sich gleichbleibenden so leicht abzunehmen sind, daß sie keiner besonderen Erläuterung zu bedürfen scheinen.

II. Wovon hängt er ab der verschiedne Gang der Nationalwirthschaft?

Ihr Fortschritt hängt von Umständen ab, die sich in wesentliche und in zufällige unterscheiden lassen.

Wesentlich befördert den Fortgang einer Nation alles dasjenige, was dem natürli-

chen Streben der einzelnen Glieder, ihren Zustand zu verbessern, einen freiern Spielraum, eine zweckmäßigere Richtung, einen stärkeren Reiz, und eine größere Kraft giebt.

Werden dem Theile einer Nation, der in Unfreiheit unter Zwingherrn schmachtet, seine Fesseln abgenommen, (wie in Dännemark und Hollstein); wird dem Theile, der, selbst bei persönlicher Freiheit, in Frohnen seine Kräfte verschwendet, der bessere Gebrauch dieser Kräfte, gegen Erlegung des Werths der Frohnen, verstattet, (wie auf den Domänen in Ost- und Westpreußen); wird das Mißverhältniß des produktiven Theiles der Nation gegen den unproduktiven, es rühre von Religionsverfassung oder wovon sonst her, verringert (wie in Bayern); wird überhaupt die Erlaubniß seinen Verlag und Fleiß nach eigenem Wunsche anzuwenden, durch Minderung solcher den Erwerb von Bodeneigenthum, den Betrieb von Manufakturarbeiten, und das allgemeine Handelsverkehr verengenden Beschränkungen, die sich unbeschadet des Staatsinteresse und der Privatrechte mindern lassen, erweitert: so gewinnt mit dem freieren Spielraum, den die Betriebsamkeit der einzelnen Menschen be-

bekommt, die Wirthschaft der ganzen Nation unfehlbar eine neue Thätigkeit.

Nächstdem wird ihr Fortgang erleichtert durch Verbreitung solcher auf die verschiedenen Gewerbe sich beziehenden Kenntnisse und Geschicklichkeiten, mittelst welcher, Verlag und Arbeit eine vortheilhaftere Richtung und Anwendung erhalten, so, daß mit gleichen Kosten kraft besserer Einsicht und höherer Kunst ein an Masse und an Werth größeres Erzeugniß gewonnen wird.

Was zum lebhaften Betriebe jedes Gewerbes am stärksten reizt, ist dessen Einträglichkeit. Wenn also in einem Lande, Maaßregeln, welche diesen Reiz zu sehr schwächen, wie z. B. permanente Sperren des auswärtigen, und Erschwernisse des innern Produktenhandels, oder sey es an sich überhohe, sey es in Absicht der Erhebungsart drückende Abgaben, oder ihrem Wesen nach immer mit Chikanen verknüpfte Naturalleistungen, einem System von Staatswirthschaft weichen, welches die Einträglichkeit der Gewerbe weniger schmälert: so wird bei dem neuen Reize, der hierdurch entsteht, der Gewerbfleiß sich mit neuem Eifer regen.

Nur mit zunehmendem Verlage, können die Gewerbe sich erweitern. Und einer

Nation, wenn sie noch arm ist, fallen, wie einer einzelnen Person, die ersten Schritte zur Wohlhabenheit schwer. Aber nach Maaßgabe, wie ihr Verlag mehr und mehr anwächst, wird ihr der weitere Fortgang zu Reichthum immer leichter und leichter. Während des langen Zeitlaufs indessen, den sie braucht, um zu der ganzen Fülle von Reichthum, deren sie fähig seyn mag, zu gelangen, giebt es eine Mittelperiode, worin sie am schnellsten fortschreiten kann, weil dann zwischen der Größe ihres Verlages und der Menge von Gelegenheiten, ihn gewinnvoll anzulegen, das günstigste Verhältniß statt findet. Früher ist aus Mangel an Verlag, später ist aus Mangel an solchen Gelegenheiten, der Fortgang ihrer gesammten Wirthschaft minder rasch. Und so hängt der Fortschritt einer Nation von dem Anwachs ihres Verlages ab, der die wahre Lebenskraft von allen Gewerben ist.

Unter die zufälligen Ereignisse, die, wenn einmal der Nationalfleiß, unter Begünstigung der vorerwähnten Hauptumstände, mit mehr Freiheit, Verstand, Eifer und Kraft emporstrebt, seine Bemühungen leichter gelingen machen, setzen wir zuförderst:

r e i c h e E r n t e n, die, so fern der wich-

tigste Theil von dem gesammten Wirthschaftsertrage jeder nicht ganz kleinen Nation in dem jährlichen Erzeugnisse ihres Bodens besteht, ausnehmenden Einfluß auf ihren Fortgang haben.

Nächstdem günstige Konjunkturen, wodurch ein Land Gelegenheit bekommt, entweder gewisse Gewerbe mit höherem Gewinn zu treiben, (wie die neutralen Küstenländer, in diesen drei letzten Seekriegen, Schiffbau und Rhederei); oder seine Exporten um einen höheren Werth abzusetzen, (wie die vormaligen westphälischen und fränkischen Provinzen unseres Staats, nach der Mitte des französischen Revolutionskrieges, durch den Aufenthalt der großen fremden Armeen in der Nachbarschaft, und wie Preußen bei den Fehlernten in England und der vom Kaiser Paul I. gegen England und Hamburg verfügten Sperre); oder in seinen Schooß betriebsame und mit Verlag versehene Fremde, sey es für einige Zeit, sey es für immer, aufzunehmen; (wie Emden in dem jetzigen Kriege holländische Kaufleute, wie Hamburg und Amsterdam, nach Antwerpens Plünderung, Kaufleute jener Stadt, wie Preußen salzburgische Landwirthe und hugonottische Manufakturisten zu ihrem Vortheil aufnahmen).

Auch neue Erwerbungen, sey es von Kolonien und Handelsgebieten in andern Welttheilen, sey es von Plätzen und Provinzen in der Nachbarschaft, können dazu beitragen, daß Gewerbsamkeit und Wohlstand in den neuen Besitzungen sowohl als in dem Stammlande fortschreiten; so fern alsdann die Hindernisse, durch welche sonst der Verkehr zwischen beiden erschwert oder gänzlich gehemmt war, wegfallen, und eine freie Gemeinschaft zum wechselseitigen Vortheile beider eintritt. Wo diese Bedingung aber fehlt, oder gar das Widerspiel statt findet, da bleibt auch der Erfolg aus.

Das sind die vornehmsten Umstände, wovon der Fortschritt der Nationalwirthschaft abhängt, aus welchen sich die Ursachen ihres Rückganges leicht abnehmen lassen: Ursachen, zu deren Erläuterung die herrlichen Länder des türkischen Reichs, und einige in Absicht auf Boden und Himmelsstrich eben so glückliche, als in Absicht ihrer Staatswirthschaft schlecht bestellte Länder von Südeuropa, wie Sicilien und Neapel, wie der Kirchenstaat, wie Spanien und Portugall, lehrreiche Belege liefern.

So viel über den verschiedenen Wirthschaftsgang einer Nation vorläufig: verschied-

nen der hier kurz berührten Punkte bleibt an ihrem Ort eine ausführlichere Darstellung vorbehalten. Jetzt nehmen wir die eben angegebenen Gegenstände nach der vorgezeichneten Ordnung vor.

Erste Abtheilung.

Von den Ursachen und Folgen des Steigens und Fallens des Arbeitslohns.

Nach einigen Erläuterungen über den Arbeitslohn, betreffend seine Natur, untersuchen wir:

Was es für Umstände sind, die den verschiednen Satz desselben natürlicherweise bestimmen, und in welcher Art sie von der Nationalwirthschaft abhängen; worauf wir

die Folgen entwickeln, welche der verschiedne Satz des Lohnes nach sich zieht.

Wer mit seinen und seiner Familie Händen, mittelst seines Verlages, sein Land baut, dem gehört das Erzeugniß seiner Ar-

beit ganz. Er hat es mit keinem Grundeigner, und keinem Lohnherrn zu theilen. Auf gleiche Weise genießt, wer aus eigenen Mitteln das Material und die Werkzeuge zu seiner Kunstarbeit anschafft, und so lange, bis er sein Werk zum Verkauf fertig hat, sich selbst unterhält, das Erzeugniß seiner Arbeit, oder den Werth, den sie dem Material zusetzt, ungetheilt. In diesen Fällen erscheint das ganze Produkt der Arbeit als bloße Vergeltung derselben oder als reiner Lohn.

Stellt man sich aber vor, daß eben dasselbe durch die nämliche Arbeit, jedoch auf fremdem Boden, und mittelst fremden Verlages hervorgebracht worden wäre; so müßte es dem Bodeneigner seine Rente, und dem Verleger seinen Profit gewähren, und nur was nach diesen Abzügen übrig bliebe, könnte Lohn jener Arbeit seyn. Unter dieser Voraussetzung also enthielte es, in jenem erstern Fall, noch Profit und Rente, so wie in dem zweiten, noch Profit, neben dem, was eigentlich Arbeitslohn zu nennen wäre.

Allemal denkt man sich diese Voraussezzung bei dem, was man Arbeitslohn nennt, so daß demnach unter Lohn immer nur dasjenige verstanden wird, was der Arbeiter für

seine Bemühung erhält, so fern er und der Eigner des ihn beschäftigenden Verlages zwei verschiedene Personen sind: ein Sprachgebrauch, der sich dadurch rechtfertigt, daß die erwähnte Voraussetzung würklich der bei weitem häufigere Fall ist. Denn in allen Ländern Europens ist die Anzahl der eigentlich so genannten Arbeiter, die von Lohnherren abhängen, über allen Vergleich größer, als die Anzahl der ohne Lohngehülfen für eigene Rechnung sich beschäftigenden Werkleute. Auch geht die Anzahl der abhängigen Arbeiter, zumal wenn das Gesinde dazu gerechnet wird, allenthalben weit über die Anzahl ihrer Lohnherren, obzwar freylich nach Verhältnissen, die in verschiednen Ländern verschieden sind. So z. B. hängen hundert tausend Arbeiter bei der Landwirthschaft gewiß von einer viel kleineren Anzahl Beschäftiger oder Lohnherren in Kurland oder Meklenburg ab, wo selbst die Bauerwirthe auf den großen Gütern nur eine Art von außerhäuslichem Gesinde vorstellen, als in Brabant oder Flandern. Und auf ähnliche Art findet man beim Bergbau, bei Rhederei, bei Manufakturen und andern Gewerben das Verhältniß zwischen der Anzahl von Arbeitern und ihren Lohnherren in verschied-

nen Ländern verschieden: nicht zu gedenken, daß solches in dem nehmlichen Lande bisweilen schnell und stark wechseln kann, wie z. B., wenn durch Einführung eines Staatsmonopols, wie des Tabaksregals, eine ganze Klasse von selbstständigen Meistern auf einmal in die Klasse abhängiger Arbeiter versetzt wird.

Der Lohn wird entweder nach dem Stücke d. i. nach der Quantität der verrichteten Arbeit, oder nach Zeit, d. i. nach der Dauer der Arbeit bestimmt.

In dem ersten Fall besteht er zuweilen in einer gewissen Quote dessen, was der Gegenstand der Arbeit ist; wie z. B. beim Dreschen des Getreides und beim Ausgraben der Kartoffeln in dem so oder so vielten Scheffel, oder beim Abbringen der Erndte in der so oder so vielten Garbe. Wenn in diesem Fall die Arbeit einen besondern Verlag erfordert, so enthält das, was der Arbeiter bekommt, außer dem Lohn noch einen Profit, den man vom Lohn, wenn man diesen rein auffassen will, unterscheiden muß. So z. B. wenn in Nordamerika das Anfahren von Holz, mit einem bestimmten Theil dieses Holzes, oder wenn der Mehl- oder Schneidemüller mit einem Theil von dem zu mah-

lenden Getreide oder dem zu schneidenden Holze bezahlt wird, enthält dieser Theil neben dem eigentlichen Lohn noch einen Profit von dem Verlage, der im Fuhrwesen und im Mühlwerke steckt.

Besteht der Lohn der Arbeit, sie werde nach dem Stück oder nach Zeit vergolten, ganz oder zum Theil in Gelde; so ist, wenn man ihn in Hinsicht auf verschiedene Länder und Zeiten richtig würdigen will, die Unterscheidung des Sachlohnes von dem Geldlohne nothwendig. Denn der Geldlohn, oder die Quantität Silber, die der Arbeiter empfängt, kann in verschiednen Zeiten und Gegenden gleich groß, und dennoch der Sachlohn oder die Quantität Lebensgenuß, die sich mit jenem Silber kaufen läßt, sehr ungleich seyn; weil der Realwerth nicht nur des Metalls, sondern auch anderer Waaren sich im Laufe der Zeit sehr ändern kann. Es kann sogar bei gestiegnem Geldlohne der Sachlohn gesunken seyn. Gewähren z. B. funfzehn Groschen jetzt weniger Lebensgenuß als vor einem halben Jahrhundert neun, so ist der Lohn, wenn er jetzt zwölf Groschen beträgt, doch um ein Fünftheil niedriger, als zu jener Zeit, da er auf neun stand.

Besteht der Lohn zum Theil in Gelde,

zum Theil in andern Dingen, wohin z. B. Kost und Kleidung, imgleichen auf dem Lande Beisaaten, Deputat, und ganz unentgeldlich, oder unter dem wahren Werthe, d. h. zum Theil unentgeldlich überlaßne Wohnung, Garten, Ackerland, Viehweide und Feurung gehören; so muß man, wenn man ihn mit dem Lohne in irgend einer andern Gegend oder Zeit richtig vergleichen will, sich durchaus ganz in die Stelle des Arbeiters setzen, und eben so genau, wie er selbst, einerseits das Total aller Arbeit, die er während eines Jahres zu leisten hat, und andererseits das Total aller Vergeltung, die ihm dafür zu Theil wird, überschlagen. Denn was das jährliche Total der Arbeit betrift; so kann nicht nur die Anzahl der jährlichen Arbeitstage verschieden seyn, sondern auch der Arbeitsstunden, wie z. B. in England keinesweges, so wie hier, des Sommers auf dem Lande Tagelöhner und Gesinde von Sonnenaufgang bis Untergang arbeiten. Und was zweitens das Total der Vergeltung anlangt, so muß man des Arbeiters ganze Art zu existiren, so weit sie bloß die Frucht seiner Arbeit ist, in Hinsicht auf Speise, Trank, Obdach, Kleidung und jedes andere Bedürfniß für ihn selbst so wohl, als für seine Familie im Ein-

zelnen und im Ganzen betrachten; wobei selbst die Aussicht auf Beistand, den er sich in Unglücksfällen und im hülflosen Alter zu versprechen hat, mit in Anschlag kommt. Bei solcher vollständigen und, man darf sagen, einzig richtigen Vergleichung findet man oft ein ganz anderes Resultat, als aus losen Zusammenstellungen einzelner Punkte gezogen, und von Lohnherren, wenn es zu ihren Absichten dient, behauptet zu werden pflegt.

Uebrigens läßt sich, was jedesmal würklicher Preiß der Arbeit sey, ganz genau nicht angeben, weil oft an demselben Orte verschiedene Preiße für dieselbe Gattung von Arbeit bewilligt werden, nicht nur nach der verschiednen Geschicklichkeit des Arbeiters, sondern auch nach der Milde oder Härte des Lohnherrn. Immer ist also, wenn man vom Lohn spricht, der üblichste Satz desselben gemeint.

Wodurch bestimmt sich natürlicherweise der Arbeitslohn?

Oft genug haben Gesetze den Lohn zu bestimmen versucht. Wiefern ein solcher Versuch jemals seinen Zweck erreichen könne, läßt sich nur dann richtig beurtheilen, wenn man klar eingesehen hat, was nach der Natur der Dinge statt finden muß, wenn die

Bestimmung des Lohnes dem freien Vertrage zwischen den Arbeitern und ihren Beschäftigern überlassen, und sonach ungestört durch das jedesmalige Verhältniß zwischen der Nachfrage dieser leztern zur Anerbietung jener erstern regiert wird.

Es kommt nun darauf an zu zeigen:

wiefern bei jenem Vertrage die Lohnherren zwar allemal im Vortheile sind; aber ihre Willkühr doch auch durch die Natur der Dinge begränzt ist: und

wie das den Lohn bestimmende Verhältniß der Nachfrage nach Arbeitern zu deren Anerbietung auf dem Gange der Nationalwirthschaft beruht.

Bei dem Vertrage, der zwischen den Arbeitern und ihren Beschäftigern über den Lohn geschlossen wird, haben beide Partheien ein entgegengesetztes Interesse. Die Arbeiter wünschen so viel zu bekommen, die Lohnherren so wenig zu geben, als möglich. Jene sind geneigt sich zur Erhöhung, diese zur Erniedrigung des Lohnes unter einander zu verbinden.

Welche von den beiden Partheien, wenn es zum Streite kommt, für gewöhnlich obsiegen, und die andere zum Nachgeben nöthigen werde, läßt sich leicht voraussehen. Die

Lohnherren erstens wissen sich leichter mit einander zu vereinigen, weil ihre Anzahl kleiner ist, und sie der Regel nach gebildeter und erfahrner sind, als die Arbeiter. Zweitens, dürfen sie das auch thun, indem ihnen Gesetze dergleichen Verbindungen entweder erlauben (wie bei der Zunftverfassung) oder wenigstens nicht verbieten; statt daß Verbindungen der Arbeiter überall gesetzlich untersagt sind. Drittens können in solchem Streite die Lohnherren länger aushalten, indem sie kraft ihres überlegenen Vermögens eher ohne Arbeiter, als diese ohne sie zu leben im Stande sind. Mag immerhin am Ende genommen der Lohnherr eben so sehr des Arbeiters bedürfen, als der Arbeiter des Lohnherrn; so ist jenes Bedürfniß doch bei weitem nicht so dringend.

Zwar hört man von Verbindungen der Lohnherren selten, und dagegen oft von Verbindungen der Arbeiter, zumal in Ländern, die bei freierer Verfassung eine nachsichtigere Polizei haben, wie z. B. in England. Allein dieß beweiset weiter nichts, als daß jene erstern Verbindungen die Regel, und diese letztern die Ausnahmen sind.

Ueberall und immer stehen die Lohnherren in einer Art von stillem, aber anhal-

tendem Einverständnisse, den Lohn nicht über den dermaligen Satz zu erhöhen; so daß, wer dawider handelt, einer Art von Tadel unter seinen Nachbarn und seines gleichen ausgesetzt ist. Von diesem Einverständnisse spricht man nicht, weil es der gewöhnliche und gleichsam natürliche Zustand der Dinge ist. Selbst wenn manchmal die Lohnherren sich zu einer Erniedrigung des Lohnes förmlich unter einander verbinden, geht alles dabei still und geheim zu; und geben die Arbeiter ohne Widerstand nach: so mögen sie ihr Schicksal noch so schmerzlich empfinden; es verlautet davon im Publiko nichts.

Dagegen, wenn einmal die Arbeiter sich zusammen thun, sey es nun solche Bündnisse ihrer Herren abzuwehren, und den bisherigen Lohn zu behaupten; sey es ihn wegen Theurung von Lebensmitteln oder wegen des größern Profits, der aus ihrer Arbeit erwächst, zu erhöhen: so geht es selten ohne Lerm ab. Indem jeder seine Straflosigkeit in einer Menge von Mitschuldigen zu finden hoft, und alle wegen ihrer Unvermögenheit eine schleunige Entscheidung der Sache wünschen müssen, suchen sie in Haufen versammelt mit Ungestüm ihre Herren zur Nachgiebigkeit einzuschrecken, die dann auf der

andern Seite nicht weniger laut sind, und zur Vollziehung des gegen Zusammenrottungen der Arbeiter bestehenden Gesetzes den Beistand der Obrigkeit aufrufen.

Sehr selten erwächst sonach für die Arbeiter irgend ein Vortheil aus ihren unordentlichen Verbindungen, die vielmehr, theils wegen der Dazwischenkunft der Obrigkeit, theils wegen des beharrlicheren Widerstandes der Lohnherren, theils wegen der Noth, welche den größern Theil der Arbeiter um seines Unterhalts willen zur Unterwerfung zwingt, sich insgemein mit nichts als Bestrafung der Anführer endigen.

Bei allem diesem Vortheil aber, den die Meister und Herren in Bestimmung des Lohnes haben, ist ihre Willkühr gleichwohl durch die Natur der Dinge sehr beschränkt. Soll ihre Nachfrage nach Arbeitern fortwährend befriedigt werden; so müssen sie einen Lohn bewilligen, der nicht nur zum eigenen Unterhalt der Arbeiter hinreicht, sondern der es zugleich möglich macht, daß der gesammte Stamm der Arbeiter, die alle sterblich sind, und deren Auferziehung Kosten macht, entweder vollzählig erhalten oder vermehrt werde, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage entweder sich gleich bleibt oder zunimmt.

Gesetzt, es halte die Nachfrage nach der niedrigsten Gattung von Arbeitern immer gleichförmig an; so müssen die Arbeiter, damit ihr Stamm in eben dem Maaße, wie er durch Sterblichkeit leidet, durch Zuwachs wieder ergänzt werde, mit ihrer Arbeit außer ihrem eigenen Unterhalt noch wenigstens so viel verdienen, daß sie jeder im Durchschnitt zwei Kinder groß zu ziehen, und folglich, weil über die Hälfte der Kinder vor dem reifen Alter stirbt, so viel mehreren Wartung und Pflege zu geben im Stande sind. Ob der dazu erforderliche Ueberschuß über den Selbstbedarf der Eltern wenigstens dem einfachen Mannslohn an Werth gleichen, oder welches andere Verhältniß zu diesem er haben müsse, steht dahin: aber verdient muß von den Eltern ein solcher Ueberschuß werden; wo nicht, so muß der Stamm der Arbeiter nach und nach einschwinden, und es wird also ein Theil der Nachfrage nicht fortwährend befriedigt werden können.

Freilich hält Armuth nicht immer vom Heirathen ab; und der Kinderzeugung ist sie sogar günstiger, als das Wohlleben, das, indem es Genußbegierde entflammt, die Fortpflanzungskraft zu schwächen scheint. Aber Zeugung ist noch nicht Vermehrung, und

das

das Großziehen der Kinder leidet äußerst durch Armuth. Die verhältnißmäßig kleine Zahl, die von den vielen Soldatenkindern eines Regiments das dienstfähige Alter zu erreichen pflegt, giebt davon genugsamen Beweis ab. Während die vornehmern Klassen von ihren wenigern Kindern einen verhältnißmäßig größern Theil auferziehen, verlieren die untern Volksklassen von ihren vielen Kindern, durch Mangel an Wartung während des zartesten Alters und bei zustoßenden Krankheiten, so wie durch Mangel an gedeihlicher Kost und an gesunder und warmer Wohnung und Kleidung, einen verhältnißmäßig weit größern Theil. In den Findelhäusern und unter den Kindern, welche die Polizei unterhält, ist die Sterblichkeit noch größer.

Wächst die Nachfrage nach Arbeitern der gemeinsten Gattung; so muß, wenn sie befriedigt werden soll, der Lohn jenen tiefsten Satz übersteigen, welchen der Arbeiterstamm, um soviel Kinder, als zum bloßen Ersatze des Abgangs hinreichen, groß zu ziehen, nothwendig haben muß: und zwar wird eben in dem Verhältnisse, wie die Nachfrage stärker zunimmt, auch der Lohn höher über jenen Satz steigen müssen, wofern ihr Gnüge ge-

schehen soll. Denn stiege er weniger; so würde er das Heirathen und Kinderaufziehen unter den Arbeitern weniger befördern, und es würde folglich von ihnen für die zunehmende Nachfrage eine nicht genugsam zunehmende Arbeiterzahl geliefert werden. Nimmt die Nachfrage nach der niedrigsten Gattung von Arbeitern fortgehend ab; so kann freilich der Lohn selbst unter den zum Beharrungsstande derselben erforderlichen Satz herabgehen; aber auch nur auf so lange, als die Ueberzahl von Menschen, die nicht beschäftigt werden können, vorhanden ist. Verschwindet diese; so tritt nothwendig jener Lohnsatz wieder ein.

Was von der niedrigsten Arbeiterklasse gesagt ist, gilt auch von den höheren. Für jede derselben giebt es einen tiefsten Lohnsatz, der zu ihrem Beharrungsstande nothwendig ist, und der sich durch die Mühe und Kosten bestimmt, die der Arbeiter hat anwenden müssen, um die zu seiner besondern Art von Arbeit erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeit zu erwerben. Sinkt der Lohn in einer dieser Klassen unter diesen Satz; so nimmt die Anzahl der Arbeiter in ihr ab; indem theils manche von ihnen in andere Klassen übergehen, theils aus der heranwach-

senden Jugend wenigere, wie sonst, in diese Klasse treten. Von beidem erfolgt das Gegentheil, wenn der Lohn in irgend einer solcher Klassen den zu ihrem Beharrungsstande nothwendigen Satz übersteigt.

Auf solche Weise sind die Lohnherren in ihrer Willkühr bei Bestimmung des Lohnes durch die Natur der Dinge beschränkt. Und was sie nöthigt dieser Natur der Dinge zu gehorchen, ist ihre eigne Konkurrenz. In eben dem Maaße nehmlich, wie die Nachfrage nach Arbeitern das Uebergewicht über die Anerbietung derselben gewinnt, und der Mangel an Händen fühlbarer wird, nimmt die Konkurrenz unter den Lohnherren zu, die nun einander überbieten müssen, um Arbeiter zu bekommen.

Die Nachfrage nach Lohnleuten aller Art hängt natürlicherweise von den zur Lohnzahlung bestimmten Fonds ab, mit welchen sie wächst und abnimmt. Diese Fonds sind von zwiefacher Art: erstens, der Ueberschuß an Einkommen über dasjenige, was zum Selbstunterhalt, und zweitens, der Ueberschuß an Verlag über dasjenige, was zur Selbstbeschäftigung der Lohnherren nöthig ist. Hat z. B. ein Landeigner, ein Rentenierer oder ein Salarirter an Einkommen mehr, als er

zum Unterhalt seiner Familie für hinlänglich hält, so wendet er den Ueberschuß ganz oder zum Theil auf Haltung eines oder etlicher Bedienten an. Es wachse dieser Ueberschuß, und der Mann wird natürlich eine zahlreichere Hausbedienung halten. Besitzt ein unabhängiger Gewerbmann, z. B. ein Handwerker oder Fabrikant mehr Verlag, als hinreicht, die Materialien seiner eignen Arbeit anzukaufen, und, bis er seine fertige Waare veräußern kann, sich selbst zu unterhalten; so beschäftigt er natürlich mit dem Ueberschusse einen oder etliche Lehrburschen und Gesellen, um aus ihrer Arbeit einen Profit zu ziehen. Es wachse dieser Ueberschuß, und der Mann wird natürlich die Zahl seiner Arbeiter vermehren.

Mit dem Anwachse des Einkommens und Verlages einer Nation also nimmt die Nachfrage nach Leuten, die von Lohn leben, nothwendig zu. Der Anwachs von Einkommen und Verlag ist der Anwachs von Nationalvermögen, mit welchem also die Nachfrage nach Lohnleuten aller Art natürlich zunimmt.

Aber kann sie nicht auch, ohne vorangehenden Anwachs des Nationalvermögens zunehmen?

Nur in zwei Fällen scheint dieß möglich zu seyn.

Der erste ist, wenn ein mehr oder weniger großer Theil des Nationalverlages, der sonst in solchen Gewerben angelegt war, die nur einer kleinen Anzahl von Arbeitern zu thun gaben, auf andere Gewerbe gewandt wird, die mehrere Hände in Beschäftigung setzen. Durch ein Kapital, das im Wechselhandel, in einem weitschichtigen Zwischenhandel, in einem Handel mit andern Welttheilen angelegt ist, werden in einem gleichen Zeitraum gewiß nicht so viele Hände beschäftigt, als wenn dasselbe auf Manufakturen, zumal der gröberen Art, oder vollends auf Produktionsgewerbe, vornehmlich auf Landwirthschaft angelegt würde. Mittelst solcher in der Anwendung des Verlages vorgehenden Veränderungen also könnte, selbst ohne einen vorangegangenen Anwachs des Nationalvermögens, die Nachfrage nach Arbeitern zunehmen. Vielleicht daß dieß anjetzt bei der fast gänzlichen Vernichtung des französischen Seehandels würklich in Frankreich geschehen ist.

Der zweite Fall wäre, wenn die Regierung ruhende Fonds, z. B. einen Theil ihres gesammelten Schatzes, zum Bau von Heer-

straßen, Kanälen, Häfen, Festungen oder andern Unternehmungen, die eine Menge von Händen in Arbeit setzen, anwendete, oder zum Betriebe von Gewerben an Privatpersonen vorschußweise hingäbe. Auf solche Art angelegt, würde ein Fonds, der bisher geruht hätte, in jedem Betracht als ein neu erworbener würken.

Aber diese Fälle abgerechnet, kann die Nachfrage nach Arbeit im Ganzen nur mit dem Nationalvermögen wachsen und abnehmen. In welcher Art die solchergestalt abhängige Nachfrage nach Arbeit den Lohn bestimme, ist nun näher anzugeben.

Nicht die jedesmalige Größe des Nationalvermögens an sich, sondern die anhaltende Zunahme desselben ist es, was den Lohn steigen macht; denn von dieser Zunahme hängt das Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeitern über die Anerbietung derselben ab. Auch findet man den Lohn am höchsten nicht in den Ländern, die am reichsten sind, sondern in denen, die am stärksten gedeihen, oder am schnellsten reich werden. England ist ein viel reicheres Land als Nordamerika. Gleichwohl ist der Arbeitslohn viel höher in Nordamerika, als in irgend einer Gegend von England, höher sogar nach Gelde ge-

rechnet: noch mehr aber nach dem Realwerth oder Lebensgenuß, den er dem Arbeiter verschaft, indem die Lebensmittel weit wohlfeiler in Nordamerika sind, wo man selbst in den schlechtesten Jahren keine Zufuhr von Getreide braucht, und von wo gewöhnlich Mehl nach England geht. Aber dafür ist auch die Zunahme von Nationalvermögen, oder von den zur Unterhaltung der Arbeiter bestimmten Fonds in Nordamerika viel schneller, als in England: eine Behauptung, die sich auf das entscheidendste dadurch beweiset, daß die nordamerikanische Volksmenge sich fast von einem Menschenalter zum andern verdoppelt; während die brittische Volksmenge vielleicht in einem Jahrhundert nicht um ein Drittheil wachsen mag. Auch rührt der Anwachs der nordamerikanischen Volksmenge bei weitem nicht von den beständigen Einwanderungen her; sondern hauptsächlich von der inneren Selbstvermehrung. Man heirathet dort sehr frühe, weil die Kinder durch ihre Arbeit den Eltern viel einbringen, und der Werth der Kinder die größte aller Aufmunterungen zum Heirathen ist. Demungeachtet wird dort noch immer über Mangel an Händen geklagt. Die Nachfrage nach Arbeitern, scheint es, wächst allda mit den zu ihrer

Unterhaltung bestimmten Fonds noch schneller, als die Menge der Arbeiter.

Bleibt die Wirthschaft einer Nation viele Menschenalter hindurch im Beharrungsstande; so mag der Reichthum dieser Nation noch so groß seyn, und dennoch wird man bei ihr den Arbeitslohn nach solcher Zeit nicht hoch finden. Denn wie groß die zur Lohnzahlung bestimmten Fonds, nehmlich Einkommen und Verlag, auch immer seyn mögen: sind sie während langer Zeit unvermehrt geblieben; so hat die Anzahl der Arbeiter durch eigenen Anwachs sich bis zum Gleichgewicht mit der Nachfrage, und wohl noch drüber vermehren können. Der Lohn also, wäre er auch je zuvor mehr als hinreichend zum Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie gewesen, würde durch die Konkurrenz der Arbeiter und durch das Interesse der Lohnherren auf jenen tiefsten Satz, den der Beharrungsstand des Arbeiterstammes erfordert, nach und nach herunter gezogen werden. So scheint der ungemein niedrige Lohn in China, verglichen mit dem Reichthum, das ist, mit der Bodenkultur, Gewerbsamkeit und Volksmenge dieses Landes, sich daraus zu erklären, daß die gesammte Nationalwirthschaft dort seit Jahrhunderten ohne

merklichen Fortschritt sich immer gleich geblieben ist.

Nehmen in einem Lande die, zum Unterhalt der Arbeiter bestimmten Fonds merklich ab; so kann der Lohn auf einige Zeit selbst unter das zum Beharrungsstande des Arbeiterstammes erforderliche Minimum sinken. Jedes Jahr würde dann die Nachfrage nach Lohnleuten aller Art geringer seyn, als das Jahr zuvor. Viele, die sonst in einer höheren Berufsart ihr Auskommen gehabt hätten, würden aus Mangel an Verdienst und Beschäftigung sich zu niedrigern Arbeiten anbieten. Die unterste Klasse, überfüllt nicht nur mit ihren eigenen Arbeitern, sondern auch noch mit den Hülflosen, die aus höhern Klassen zu ihr übergingen, würde durch ihre Konkurrenz den Lohn bis auf den knappesten und kläglichsten Unterhalt des bloßen Arbeiters herabziehen. Noth, Elend und Sterblichkeit würden in dieser Klasse, zumal unter den Unerwachsenen und unbeschäftigt Gebliebenen, herrschen, und von da sich weiter verbreiten, bis die Anzahl der Einwohner im Lande sich so weit vermindert hätte, daß sie von dem Einkommen und Verlage füglich unterhalten werden könnte, die noch im Lande zurückgeblieben, und der,

sey es Tyrannei, sey es Kalamität, die das Uebrige vernichtet hätte, entwischt wären. So scheint es nach der brittischen Besitznehmung, in Bengalen zugegangen zu seyn; einem so fruchtbaren Lande, das schon zuvor sehr entvölkert worden war, wo folglich der Unterhalt nicht schwierig hätte seyn sollen, und wo gleichwohl drei- bis vierhundert tausend Menschen in Einem Jahre verhungerten: ein klarer Beweis, wie schnell die zur Unterhaltung der arbeitenden Armen bestimmten Fonds eingeschwunden seyn mußten.

Betrachtet man also das Verhältniß zwischen der Nachfrage nach Arbeitern, und der Anerbietung der Arbeiter bloß von der einen Seite, der Nachfrage; so ist der reichliche Lohn, so wie die nothwendige Würkung, so auch das natürliche Merkmal von der Zunahme des Nationalvermögens, und man kann sonach von dem reichlichen Lohn auf den Fortschritt der Nationalwirthschaft schließen. Eben so wird von dem knappen Unterhalt der arbeitenden Volksklasse ein Schluß auf den Beharrungsstand, und von ihrem Darben und Elend ein Schluß auf den Rückgang der Nationalwirthschaft gelten.

Wie aber, wenn man auf die andere Seite jenes Verhältnisses sieht, kann nicht die Anzahl der Arbeiter und mithin ihre

Anerbietung, auch unabhängig von der Nachfrage nach ihnen, vermindert oder vermehrt werden, und sonach im erstern Fall ein Steigen, im andern ein Sinken des Lohnes eintreten?

Vermindert werden kann freilich die Arbeiterzahl durch manche Ereignisse. Dahin gehören theils pestartige Krankheiten, die gemeiniglich eine größere Sterblichkeit unter den arbeitenden Armen als unter den Lohnherren verursachen; theils Krieg, der nicht nur durch den Ausmarsch von Truppen, deren viele sonst in allerlei Gewerben als Lohnleute standen, und durch Bemannung von Staatsflotten, deren Mannschaft sonst der Rhederei diente, sondern auch durch die beständige Wiederergänzung des starken Menschenverlustes, den er mit sich führt, arbeitende Hände wegnimmt; theils Auswanderung nach andern Ländern oder nach Kolonien und Besitzthümern in andern Welttheilen. In sofern jedes dieser Ereignisse eben sowohl mit einer wachsenden, als mit einer abnehmenden Nachfrage nach Arbeit im Lande zusammentreffen kann, wird es im ersten Fall das Steigen des Lohnes zu beschleunigen, so wie im letzten Fall das Sinken desselben zu hemmen streben.

Die Menge der Arbeiter wird hingegen, unabhängig von der zunehmenden Nachfrage nach ihnen, durch besondere Ereignisse nicht wohl vermehrt werden können; man müßte denn die Rückkehr von Land- und Seetruppen nach geschloßnem Frieden, oder eine für die Industrie vortheilhaftere Einrichtung der Kriegsmacht, oder das Aufheben von Klöstern und Feiertagen dahin rechnen: obzwar, so weit durch dergleichen Umstände die Anerbietung der Arbeiter wachsen mag, sie allerdings, nachdem sie mit einer zunehmenden oder abnehmenden Nachfrage zusammentrift, im ersten Fall das Steigen des Lohnes hemmen, im andern das Sinken desselben beschleunigen wird.

Aber alle solche Ereignisse, wodurch, unabhängig von der Nachfrage nach Arbeit, die Anerbietung derselben verschiedentlich verändert werden mag, sind theils nur vorübergehend; theils von so kundbarer Art, daß es nicht schwer halten wird, den Einfluß, den sie auf Bestimmung des Preißes haben, von demjenigen zu unterscheiden, welchen die mit dem Gange der Nationalwirthschaft zusammenhängende Nachfrage nach Arbeit darauf hat. Und in diesem Betracht bleibt der verschiedene Stand des Lohnes immer

ein brauchbares Kennzeichen von dem verschiednen Gange der Nationalwirthschaft.

Aber wie kann man wissen, ob in einem Lande der Lohn über oder unter oder auf dem niedrigsten Satze steht, welchen der Beharrungsstand des Stammes der gemeinen Arbeiter fordert?

Berechnungen darüber, was die kleinste Summe sey, wovon ein Ehepaar leben und wenigstens zwei Kinder groß ziehen könne, sind mühsam und ungewiß. Dagegen führen oft Vergleichungen der Arbeitspreiße von verschiednen Zeiten und Plätzen des Landes auf mehr als ein Merkmal, woraus sich bisweilen leicht und sicher erkennen läßt, daß der Lohn jenen niedrigsten Satz übertrift.

Nehmlich wenn ein Unterschied zwischen Sommer- und Winterlohn selbst bei der gemeinsten Art von Arbeit statt findet, und ersterer, wie gewöhnlich, wegen der längeren Tage sowohl, als wegen der Feldarbeit, und in nordischen Seestädten wegen der Schiffsahrt höher steht, und der Arbeiter im Stande ist, seine Familie, den Winter über, troz der größeren Kosten an Licht und Feurung mit dem Winterlohn zu unterhalten; so wird er im Sommer mehr als das nothdürftigste Auskommen haben. Indessen ist

es bei allem Unterschiede zwischen Sommer- und Winterlohn doch möglich, daß, sofern er mit seinem Winterverdienst seine Winterausgaben nicht bestreiten kann, sondern sie mit einem Theile seines Sommerverdienstes decken soll, sein ganzer jährlicher Erwerb den zum jährlichen Unterhalt seiner Familie erforderlichen Nothbedarf um nichts übersteigt, ja kaum dazu hinreicht; zumal da bei der in den längeren Tagen oft zugleich schärferen Arbeit selbst der mäßigste Mann kräftigere d. i. theurere Nahrung haben muß, wenn er nicht unterliegen soll. So scheint, ungeachtet des höhern Sommerlohns in manchen nordischen Handelsstädten, der ganze jährliche Erwerb der untersten Klasse von Arbeitern doch kaum hinzureichen, daß sie sich, die Nachfrage nach ihnen als fortdauernd gleich groß angenommen, im Beharrungsstande, durch eigene Vermehrung, erhalten könnte.

Wenn der Arbeitslohn an einem Ort nicht mit dem Preiße der Lebensmittel schwankt, und der arme Arbeiter in theuren Jahren seine Familie ernähren kann: so muß er in mäßig guten Jahren bequem, und in Zeiten außerordentlicher Wohlfeilheit behaglich leben können; vorausgesetzt, daß die zwei beson-

ders in großen Städten für ihn hauptwichtigen Artickel der Wohnungsmiethe und Feuerung ganz oder fast in demselben Preiße bleiben.

Wenn der Arbeitslohn viel stärker von Ort zu Ort wechselt, als der Preiß der Lebensbedürfnisse mit Einschluß von Feurung und Wohnung; und der arbeitende Arme auch da, wo der Lohn am niedrigsten ist, mit seiner Familie bestehen kann; so muß er da, wo der Lohn am höchsten ist, sein reichliches Auskommen haben.

Wenn der Lohn mit dem nach Zeit und Ort wechselnden Preiße der Lebensmittel und Bedürfnisse nicht nur nicht übereinstimmend wechselt, sondern ihm sogar öfters entgegen schwankt, und der Arbeiter bei dem geringeren Lohn an dem theureren Ort und zu der theureren Zeit auskommt: so wird er bei dem höhern Lohn an dem wohlfeileren Ort und zu der wohlfeileren Zeit gewiß gut leben können. So ist Getreide hier in Altpreußen theurer, als in den benachbarten polnischen Provinzen, von wo es häufig hieher zu Markt kommt. Dagegen ist der Preiß freier Arbeit höher dort als hier. Kann also hier der arbeitende Arme seine Familie nothdürftig erhalten; so muß er es

dort noch bequemer können. Eben so war in Großbritannien das Getreide theurer während des siebzehnten Jahrhunderts, als während des achtzehnten, wenn man etwa das letzte Jahrzehend abrechnet; und doch war in diesem letzten Jahrhundert der Lohn höher als in jenem erstern. War es also in jenem den arbeitenden Armen möglich, mit ihren Familien durchzukommen; so mußte es ihnen in diesem noch leichter seyn.

Bei solchen Vergleichungen des Lohnes verschiedner Zeiten in Hinsicht auf seinen Realwerth oder auf das Quantum von Lebensgenuß, das der Arbeiter mit dem empfangenen Gelde sich anschaffen kann, muß man indessen nicht auf das Getreide allein sehen. Denn es kann geschehen und geschieht im Fortgange der Kultur würklich, daß der Arbeiter theils manche Eßwaaren, wie Kartoffeln, Möhren, Kohl, weil man sie nicht bloß wie vormals mit dem Spaten, sondern mit dem Pfluge bauet, wohlfeiler erhält; theils daß er, kraft der in der Fabrikation der gröberen Arten von Metall- und Webewaaren vorgegangenen Verbesserungen, seine Kleidungsstücke, seine Werkzeuge und mancherlei nützliches und angenehmes Hausgeräthe wohlfeiler und besser zu Kauf

bekommt,

bekommt, als in vorigen Zeiten; und daß, wenn gleich manche andere Bedürfnisse theils an sich, theils durch Auflagen theurer werden, diese Vertheurung dennoch durch das Sinken des Preißes jener andern Dinge mehr als aufgewogen wird.

Wiefern ist hoher Lohn, und der damit zusammenhängende Wohlstand der untern Volksklassen als ein Vortheil oder als ein Ungemach für die gesammte Nationalwirthschaft anzusehen?

Hoch nennen wir den Lohn, welcher den zum Beharrungsstande der Arbeiterklasse erforderlichen Satz mehr oder weniger übersteigt. Und unbefangene Untersuchung zeigt, daß solcher Lohn die Menge der Arbeiter zu vermehren, ihre Würksamkeit zu verstärken, und den Ertrag der Nationalwirthschaft zu vergrößern strebt.

Hoher Lohn verursacht eine zunehmende Bevölkerung, indem jede der Arbeiterklassen, nach Maaßgabe ihres reichlichern Auskommens, sich stärker durch innern Anwachs vermehrt, und zugleich durch Zulauf von außen her, wenn dieser nicht besonderer Hindernisse wegen unmöglich ist, zunimmt. Was war es anders, als reichlicher Lohn, wodurch in Holland zur Zeit seines Flors eine alles ge-

wöhnliche Verhältniß zur Bodenfläche dieses Landes übertreffende Menge von Seeleuten und andern Arbeitern erwuchs; und wodurch ganze Schaaren von Menschen aus Westphalen und selbst bis aus Tyrol angelockt wurden, wenn sie sich auch dort nicht niederlassen konnten, doch wenigstens zur Sommerarbeit hinzugehen? Solcher besondern Mittel und Anstalten, als von manchem andern Staate zur Erlangung auswärtiger Ansiedler versucht worden sind, hat Holland nicht bedurft.

Wie stark auch der Menschenverbrauch in einem Lande seyn mag, hält der reichliche Lohn nur an, so werden sich zu jeder Anwendung immer Menschen finden. Selbst in sehr ungesunden Bergwerken, wie z. B. denen in Idria, hat es bei gutem Lohn an Arbeitern nicht gefehlt. Und nichts von Holland zu sagen, das bei der Menge Menschen, die es nach Batavia ins Grab schickte und durch seine Schiffahrt aufrieb, gleichwohl immer Menschen wieder fand. Auch ist Großbritannien, troß dem Menschenverlust, den es bei seinen ewigen Seekriegen, bei seinen Eroberungen in Hindostan, und bei seinem Kolonialsystem erlitten haben muß, an Volksmenge gewachsen. Zum kla-

ren Beweise, daß der Menschenmangel in Spanien und Portugall nicht von den Besitzungen dieser Staaten in andern Welttheilen herrührt; sondern von Ursachen, ähnlich denen, welche an dem Menschenmangel in Ungarn, Polen und andern Ländern schuld sind, die niemals auswärtige Besitzungen gehabt haben.

Eine Menge Menschen, die weder bei Andern Beschäftigung findet, noch sich selbst zu beschäftigen Mittel hat, sondern von Gaben lebet, oder im Elende schmachtet, ist freilich ein Staatsübel, und beweiset, daß Bevölkerung nicht unbedingt ein Segen ist. Aber eine fortgehende Zunahme wohlbeschäftigter und von ihrem Verdienst nicht nur lebender, sondern selbst wohllebender Menschen ist das Erfreulichste, was ein Staatswirth sehen kann. Würklich ist es nicht so wohl, nachdem eine Nation ihre ganze Fülle von Reichthum erlangt hat, als während ihres Fortschrittes in immer weiterem Erwerbe von Reichthum, daß die arbeitende Klasse oder der große Volkskörper sich in dem erwünschtesten Zustande befindet. Bei stehen-bleibender Wirthschaft der Nation wird er hart, und bei zurückgehender, elend.

Hoher Lohn verstärkt die Würksamkeit

der Arbeit, indem er nicht nur durch den reichlichen Unterhalt, den er dem Arbeiter gewährt, die körperlichen Kräfte desselben vermehrt, sondern ihn auch durch die tröstliche Aussicht, die er ihm eröffnet, seine Umstände verbessern und seine Tage vielleicht in ruhiger Wohlhabenheit beschließen zu können, zur äußersten Anstrengung seiner Kräfte reizt. Fleiß, gleich jeder andern menschlichen Eigenschaft, nimmt zu nach Maaßgabe, wie er mehr oder weniger ermuntert wird, und die Ermunterung des Fleißes besteht in seiner Belohnung.

Zwar wird nicht nur von Lohnherren gewöhnlich, sondern selbst von Schriftstellern behauptet, hoher Lohn mache die Arbeiter träge.

Aber kein Mensch, wenn er eine Arbeit schnell und gut gemacht haben will, vermindert zu diesem Zwecke den Lohn, sondern er legt zu. Und selbst einer von den Schriftstellern, die jenen beliebten Satz behaupten, fand, als er an die Spitze einer großen Finanzparthie zu stehen kam, Gehaltszulagen für seine Untergebnen nöthig, um sie in ihrer Amtsverwaltung wachsamer und thätiger zu machen.

Allemal findet man, wo der Lohn hoch

ist, die Arbeiter weit mehr rüstig und förderſam, als da, wo er niedrig steht; weit mehr so, z. B. in großen Handelsstädten und deren Nachbarschaft, als in entlegnen Winkeln des Landes. Auch ist es bekannt genug, daß, wenn Werkleute für ihre Arbeit reichlich nach dem Stücke bezahlt werden, sie sich insgemein bis zum Ruin ihrer Gesundheit zu überarbeiten pflegen. Ein Zimmermann in London, nimmt man an, behält seine volle Kraft nicht über 8 Jahre, und etwas Aehnliches findet in vielen andern Gewerben statt, wann der Arbeiter nach dem Stücke bezahlt wird, welches nicht nur bei Manufakturen, sondern auch selbst bei der Landwirthschaft meist immer geschieht, sobald der Lohn übergewöhnlich hoch geht. Fast jede Klasse von Handwerkern ist einer eigenen Krankheit ausgesetzt, die von übermäßigem Fleiße bei ihrer besondern Art von Arbeit herrührt. Und ob man gleich in England die Soldaten eben nicht zu der arbeitsamsten Menschenklasse rechnet; so pflegen doch, wenn sie zu einer Arbeit gebraucht werden, die reichlich nach dem Stücke bezahlt wird, ihre Offiziere mit dem Unternehmer abzumachen, daß er die Leute nicht über eine gewisse, nach Proportion der Arbeit bestimmte Sum-

me täglich verdienen lassen soll, weil es vormals oft geschah, daß sie, durch Wetteifer und Gewinnbegierde gereizt, sich zum Schaden ihrer Gesundheit überarbeiteten.

Die häufige und laute Klage der Lohnherren, daß Arbeiter, wenn sie in vier Tagen so viel verdienen, als sie für die Woche brauchen, die andern drei Tage müssig sind, trift gewiß nicht den größeren Theil, wenn sie schon einige treffen mag. Und selbst bei manchen von diesen ist es noch die Frage, ob nicht übermäßige Anstrengung in den vier Tagen der Woche die wahre Ursache von der Unthätigkeit in den übrigen drei Tagen ist. Nach starker, mehrere Tage lang fortgesetzter Arbeit des Geistes oder Körpers regt sich in den meisten Menschen ein Verlangen nach Erholung, das, wenn es nicht mit Gewalt oder durch irgend eine Nothwendigkeit zurückgehalten wird, fast unwiderstehlich ist. Es ist der Ruf der Natur, die gestärkt und erquickt seyn will, wozu manchmal bloß Ruhe hinreicht, manchmal Zerstreuung und Vergnügen nöthig seyn mag. Gehorcht man ihr nicht, so sind die Folgen davon oft gefährlich, und bisweilen verderblich, indem sich dann früher oder später die dem Gewerbe eigenthümliche Krankheit einstellt.

Wider alle diese Thatsachen pflegt man zur Behauptung jenes Einwandes sich auf eine vermeinte Thatsache von entgegengesetzter Art zu berufen. In wohlfeilen Jahren seyen die Arbeiter insgemein fauler, und in theuern fleißiger, als gewöhnlich, sagt man, zum Beweise, daß ein reichliches Auskommen ihren Fleiß erschlaffe und ein knappes ihn belebe.

Daß bei etwas mehr als gewöhnlichem Verdienst mancher Arbeiter unthätig werden mag, ist wohl unleugbar; daß es aber mit dem größern Theile der Arbeiter eben so bewandt seyn, oder daß überhaupt ein Mensch besser arbeiten sollte, wenn er schlecht genährt und muthlos und öfters krank, als wenn er wohl genährt und munter und gesund ist, läßt sich nicht glauben.

Hier ist vielmehr der Aufschluß über jene vermeinte Thatsache.

In wohlfeilen Jahren steigt öfters der Preiß der Arbeit, und zwar aus einem doppelten Grunde; theils, weil dann öfters Gesellen und Dienstleute von ihren Herren abgehen, und sich auf eigene Hand setzen, theils, weil die Wohlfeilheit der Lebensmittel, indem sie den zur Unterhaltung von Arbei-

tern bestimmten Fonds vergrößert, die Lohnherren und insonderheit die Landwirthe veranlaßt, ein zahlreicheres Dienstvolk zu halten. Die Landwirthe nehmlich hoffen in solchem Fall, durch Beschäftigung mehreren Gesin[?] einen größeren Vortheil von ihrem Getreide zu ziehen, als wenn sie es um niedrige Preiße auf dem Markt verkaufen. Indem also die Nachfrage nach Arbeitern zunimmt, während die Anzahl der sich anbietenden Arbeiter abnimmt, steigt der Preiß der Arbeit.

Dagegen sinkt er öfters in theuren Jahren, theils weil dann, wegen der Schwierigkeit des Selbstunterhalts, mehrere Menschen sich um Dienste bewerben, z. B. Gesellen als Bediente, ledige und verwittwete Frauenzimmer, die sonst auf eigene Hand gelebt haben, als Hausgenossen unterzukommen, und selbst arme Meister Gesellenarbeit zu erhalten, suchen; theils weil die Theurung der Lebensmittel, indem sie den zum Unterhalt der Lohnleute bestimmten Fonds vermindert, die Lohnherren eher zur Verminderung als Vermehrung der Kostgänger und Arbeiter geneigt macht. Bei der solchergestalt zu gleicher Zeit zunehmenden Anerbietung von Arbeitern, und abnehmender

Nachfrage nach denselben sinkt der Preiß der Arbeit.

Lohnherren aller Art finden sonach öfters in theuren Jahren das Dienstvolk demüthiger, abhängiger und williger sich jede Bedingung gefallen zu lassen als in wohlfeilen. Und sonach kommt es, daß sie natürlich die theuern Jahre als dem Fleiße günstiger rühmen. Noch mehr Ursache sie zu rühmen, haben insonderheit die Landeigner und Pächter, d. i. die zwei stärksten Klassen von Lohnherren, da die Rente der erstern und der Profit der letztern von dem Preiße der Lebensmittel abhängt.

Daß aber das Total der Industrie und ihres Ertrages geringer in wohlfeilen Jahren, als in theuern seyn sollte, läßt sich nicht denken. Es ist ungereimt, sich einzubilden, daß Menschen überhaupt weniger arbeiten werden, wenn sie für sich selbst, als wenn sie für Andere arbeiten. Ein armer für eigene Rechnung arbeitender Werkmann ist gemeiniglich betriebsamer so gar als ein Geselle oder Arbeiter, der nach dem Stück bezahlt wird. Denn, statt daß dieser das Erzeugniß seiner Arbeit mit seinem Lohnherrn theilt, genießt jener es ganz, und ist zugleich, in seinem abgesonderten Stande den

Versuchungen von schlechter Gesellschaft, die in großen Werkstätten oft die Sitten verdirbt, weniger ausgesetzt. Noch weit mehr aber übertrift der unabhängige Werkmann an Fleiß jeden Gesellen und Arbeiter, der auf Zeit gedungen denselben Unterhalt und Lohn bekommt, er mag viel oder wenig thun. Nun streben aber wohlfeile Jahre die Proportion von unabhängigen Werkleuten gegen Gesellen und Diener aller Art zu vermehren, und theure Jahre streben solche zu vermindern. Unfehlbar also fällt der Gesammtertrag der Nationalbetriebsamkeit in wohlfeilen Jahren größer aus, als in theuren. Wozu noch kommt, daß theure Jahre gewöhnlich Jahre der Krankheit und Sterblichkeit unter den gemeinen Leuten sind, welches nicht fehlen kann, den Ertrag ihrer Arbeit zu vermindern.

Will man den Einfluß theurer und wohlfeiler Jahre auf den Ertrag des Manufakturfleißes beurtheilen, so muß man, wenn man sich nicht täuschen will:

jede andere Ursache, die sonst auf diesen Ertrag gewürkt haben mag, sorgfältig absondern: welches selbst bei solchen Manufakturen, die vornehmlich für den inländischen Bedarf bestimmt sind, nicht leicht, bei

denen aber, die größtentheils auf auswärtigem Absatze beruhen, sehr schwer ist. Denn natürlich hängt der Ertrag dieser letztern ab, nicht sowohl von den theuren oder wohlfeilen Jahren in dem Lande, wo sie ihren Sitz haben, als von den die Nachfrage bestimmenden Umständen in den Ländern, wo die Waaren verbraucht werden, von Krieg oder Frieden, von dem Flor oder Verfall anderer nebenbuhlenden Manufakturen, und von der guten oder übeln Laune der Hauptkunden.

Nächstdem muß man bedenken, daß in den öffentlichen Manufakturberichten ein guter Theil von dem außerordentlichen Arbeitsertrage gar nicht vorkommt, den in wohlfeilen Jahren die von ihren Herrn und Meistern abgegangenen, und sey es auf eigne Hand, sey es in ihrem älterlichen Hause, wohin sie zurückgekehrt sind, beschäftigten Personen beiderlei Geschlechts für sich und für andere verfertigen.

Obzwar der Geldpreiß der Arbeit nicht allemal übereinstimmend mit dem Geldpreiße der Lebensmittel fällt und steigt, sondern beide einander oft entgegen schwanken; so folgt daraus doch nicht, daß letzterer keinen Einfluß auf ersteren habe; sondern nur daß

der immerwährende Einfluß oft durch andere Ursachen aufgewogen werden kann.

Der Geldpreiß der Arbeit wird durch zwei Umstände regulirt: erstens durch das Verhältniß der Nachfrage nach Arbeitern zur Anerbietung derselben; welches den Sachlohn oder die Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten, kurz von Lebensgenuß bestimmt, die dem Arbeiter zu Theil werden soll; und zweitens durch den Geldpreiß der Lebensmittel, welcher bestimmt, wie viel an Gelde der Arbeiter bekommen müsse, um sich jenen Lebensgenuß verschaffen zu können.

Wenn also gleich bei niedrigen Preißen der Lebensmittel manchmal der Geldlohn hoch ist, so würde er doch, bei demselben Verhältnisse zwischen Nachfrage nach Arbeit und Anerbietung derselben, noch höher seyn, wenn die Preiße der Lebensmittel hoch wären.

Eben darum, weil die Nachfrage nach Arbeit in Jahren eines außerordentlichen Ueberflusses wächst, und in Jahren eines außerordentlichen Mangels abnimmt, steigt manchmal der Geldlohn in jenen und sinkt in diesen. Denn in Jahren eines ungewöhnlichen Ueberflusses reichen die in den Händen

vieler Gewerbunternehmer vorhandenen Fonds hin, eine größere Anzahl von Lohnleuten zu beschäftigen, als das Jahr zuvor, und diese Ueberzahl ist nicht immer zu haben. Jene Unternehmer also, die gerne mehr Arbeiter hätten, überbieten einander; wodurch der Sachlohn sowohl als auch manchmal der Geldlohn steigt. Das Gegentheil hievon ereignet sich in Jahren eines plötzlichen und außerordentlichen Mangels. Je größer dieser ist, desto tiefer kann er den Sachlohn sowohl als auch selbst den Geldlohn herabziehen, wie z. B. in den Nothjahren 1740 und 1795 geschah, wo viele Leute sich erboten, um die bloße Kost zu dienen.

Der Mangel eines theuren Jahres strebt, indem er die Nachfrage nach Arbeit vermindert, den Lohn zu erniedrigen, während die Theurung der Lebensmittel, indem sie das Auskommen des Arbeiters erschwert, den Lohn zu erhöhen strebt. Der Ueberfluß eines wohlfeilen Jahres hingegen strebt, indem er die Nachfrage nach Arbeitern vermehrt, den Lohn zu erhöhen, während die Wohlfeilheit der Lebensmittel, indem sie das Auskommen des Arbeiters erleichtert, den Lohn zu erniedrigen strebt. Bei den gewöhnlichen Schwankungen des Preißes der Lebensmittel

scheinen jene zwei entgegengesetzten Ursachen einander die Waage zu halten. Und das mag wohl zum Theil der Grund davon seyn, daß überall der Arbeitslohn so sehr viel standvester und beharrlicher ist, als der Preiß der Lebensmittel.

Steigender Lohn scheint zwar, so fern er den in Arbeit sich auflösenden Theil des Preißes der Waaren erhöht, jede Waare vertheuern, folglich ihren Absatz daheim sowohl als auswärts vermindern, und sonach den Anwachs des Nationalvermögens erschweren oder hemmen zu müssen.

Aber eben die Ursache, welche den Lohn steigen macht, nehmlich der Anwachs des Verlages, strebt die Würksamkeit der Arbeit zu verstärken, oder zu machen, daß eine kleinere Quantität Arbeit eine größere Quantität Waaren liefert. Was unter der zunehmenden Anzahl von solchen Arbeitern vorgeht, die von einem Verleger beschäftigt werden, der allemal sich bemüht, die verschiednen Verrichtungen unter ihnen aufs schicklichste zu vertheilen, und sie mit der besten Maschinerie, die sich erdenken läßt, zu versorgen, damit das möglich größte Waarenquantum hervorgebracht werde; eben dasselbe muß unter den Arbeitern einer großen

Staatsgesellschaft vorgehen. Je mehr die Menge der Arbeiter zunimmt, — und sie nimmt mit dem Nationalverlage zu — desto mehr theilen und untertheilen sie sich in verschiedne Geschäfte, und desto mehr wird auf Erfindung der schicklichsten Maschinen und Handgriffe zum Betriebe jedes Geschäftes gesonnen, und desto sicherer gelingt deren Erfindung. Zufolge dieser Verbesserungen kommt es dann mit vielen Arten von Waaren dahin, daß sie zu ihrer Hervorbringung weit weniger Arbeit, als ehedem, erfordern, und daß sie sonach, indem durch die Abnahme der Quantität der Arbeit die Zunahme des Lohnes derselben völlig oder mehr als völlig ersetzt wird, an ihrem Sachpreiße theils gar nicht steigen, theils sogar sinken.

Ueberdem strebt, wie bald gezeigt werden wird, eben die Ursache, die den Lohn erhöht, nehmlich der Anwachs von Verlag, den Profitsatz zu senken, und sonach das Stück des Preißes der Waaren, das sich in Profit auflöset, und folglich den ganzen Preiß derselben zu erniedrigen.

Aber gesetzt auch, es leide würklich der auswärtige Absatz mancher Waaren durch ihre von hohem Lohn herrührende Vertheurung; so nimmt sich dafür, kraft des mit dem hohen

Lohn zunehmenden Wohlstandes der arbeitenden Volksklassen, desto mehr der innere Markt auf, den die Nation sich selber giebt, und der bei jeder beträchtlichen Nation wichtiger ist, als der auswärtige.

Er ist wichtiger aus einem doppelten Grunde; erstens, weil er den auswärtigen an Umfang gemeinhin übertrift. Selbst in England hat man bei Gelegenheit der Einkommensteuer den innern Handel viel größer, als den auswärtigen befunden, ob dieser gleich alle Welttheile befaßt, und an Größe seines Gleichen nicht hat. Auch braucht man z. B. nur zu überschlagen, wie viel Webestühle mehr in Gang kommen würden, wenn die Arbeiterklasse des benachbarten Polens in den Stand käme, statt ihrer Lumpen sich, wenigstens dem größern Theile nach, in ordentliche von Tuchmachern und Zeugwebern verfertigte Waare zu kleiden. Zweitens ist der innere Verkehr wichtiger, weil bei ihm beides, sowohl die Waare, die gekauft, als der Werth, der dafür gegeben wird, der Nation gehört, statt daß sie beim auswärtigen Absatz allemal nur eine einfache Valuta, nur die Waare allein, oder nur den dafür empfangenen Werth allein besitzt. Kämen z. B. unter uns Preußen tausend Webe-

stühle mehr, als jetzt vorhanden sind, in Gang, und ginge deren Erzeugniß ganz ins Ausland, so besäßen wir nur eins von beiden, entweder dieß Erzeugniß selbst, oder den dafür aus der Fremde, sey es in Metall, sey es in andern Waaren gelöseten Werth; würde dasselbe dagegen von unsern Landsleuten verbraucht; so wäre beides, sowohl die Waare selbst, als dasjenige, womit sie von den Verbrauchern gekauft worden, dieser Voraussetzung nach, preußisches Eigenthum, und es fände also in diesem Fall eine doppelte Valuta im Lande statt.

Ueberdieß geht der innere Verkehr, der auf dem Wohlstande des großen Volkskörpers beruhet, dem auswärtigen an Sicherheit und Dauer vor. Dieser letztere hängt ab von Umständen im Auslande, und ist verlierbar durch hundert Zufälle, die wir nicht ändern können; jener erstere hängt ab von Einrichtungen, die der Staatswirth größtentheils in seiner Gewalt hat, und erhält sich von selbst, so lange die Einrichtungen Bestand haben, aus denen er ursprünglich erwuchs.

Mit Recht preiset daher Hume den Wohlstand des gemeinen Volkes in England als die Hauptursache des überlegenen Reich-

thums so wohl, als der hohen Macht dieses Staats, und auf ähnliche Art urtheilt Büsch über Holland.

Wir beschließen alle diese Untersuchungen mit einigen Resultaten von praktischer Art.

Der ganz frei durch das Verhältniß der Nachfrage von Seiten der Beschäftiger zur Anerbietung von Seiten der Arbeiter sich bestimmende Lohn kann wohl nie zu hoch, das heißt, höher seyn, als es der ungehinderte Fortgang der Nationalwirthschaft im Ganzen erfordert. In allen gewöhnlichen Fällen wirkt dem Steigen des Lohnes immer ein doppelter Umstand entgegen. Die Beschäftiger, weit gefehlt mehr für die Arbeit zu geben, als sie ihnen werth ist, haben es eher in ihrer Gewalt, weniger dafür zu geben, so fern sie, kraft ihres überlegenern Vermögens, minder abhängig von ihren Arbeitern als diese von ihnen sind. Und die Arbeiter vermehren sich durch Zulauf von außen sowohl als durch inneren Nachwachs desto stärker, je höher der Lohn geht; so daß ihre Anerbietung mit dem steigenden Lohn zuzunehmen und ihn wieder herabzuziehen strebt.

Aber selbst, wenn einmal der ungewöhnliche Fall einträte, wo jene beiden Umstände wegfielen; so ist nicht abzusehen, warum

man nicht den Arbeitern den Vortheil einer solchen Konjunktur eben so gut lassen sollte, als man ihren Lohnherren jeden noch so außerordentlichen Vortheil, den ihnen irgend eine Konjunktur zuwirft, ungeschmälert zu lassen pflegt. Heiliger, als das Eigenthum des Arbeiters an seinen körperlichen Kräften, zumal wenn er außer diesen fast kein anderes hat, kann doch das Eigenthum der Lohnherren nicht seyn.

Und was das Interesse der Nationalwirthschaft betrift, auf welches sich die Lohnherren gemeiniglich berufen, wenn sie bei der Obrigkeit um Zwangsmittel gegen den Arbeiter anhalten, der irgend eine Konjunktur zur Verbesserung seines Lohnes benutzen will, so liegt allen ihren Argumenten gemeiniglich die Voraussetzung zum Grunde, als ob das, was sie dem Arbeiter vermeintlich über die Gebühr geben sollen, auch für die Nation verloren sey, und als ob Jedermann, der um einen gewissen Lohn für sie nicht arbeiten will, sondern auf eigene Hand sich zu beschäftigen vorzieht, darum, weil er ihren Dienst ausschlägt, allemal minder emsig seyn oder einen geringeren Werth erarbeiten werde. Der Staatswirth, der den Eigennutz, auch wenn solcher noch so schön die Sprache

des Gemeingeistes redet, klar durchzuschauen weiß, und gegen alle Klassen der Nation mit gleichem Wohlwollen erfüllt, eben so wohl die Vielen, weil sie viele sind, als die Großen, weil sie groß sind, achtet, läßt sich durch solche Vorstellungen nicht täuschen.

Lohntaxen d. i. obrigkeitliche Bestimmungen des Arbeitspreißes haben allemal den Vortheil der Herrschaften oder Beschäftiger, nie den Vortheil der Arbeiter oder des Gesindes, zur Absicht. Es wird dadurch nicht verboten, unter dem Taxpreiße, aber wohl darüber Arbeit zu bezahlen.

So bald der Taxpreiß mit dem wahren, durch das Verhältniß der Nachfrage zur Anerbietung im freien Zustande sich von selbst bestimmenden Preiße zusammentrift; ist die Taxe als nicht vorhanden anzusehen.

Aber weit öfter wird der Taxpreiß, wenn er, wie gewöhnlich, auf die Dauer und in Gelde festgesetzt worden ist, im Laufe der Zeit abweichen von jenem wahren Preiße, der mit den Veränderungen, die sowohl in dem erwähnten Verhältnisse der Nachfrage zur Anerbietung, als in dem Werthe des Geldes mit der Zeit vorgehen, und die kein obrigkeitliches Gesetz hindern kann, natürlicher Weise wechselt. In diesem häufigern

Falle nun wird entweder die Taxe umgangen, welches auf mehr als eine Art mit gutem Willen oder trotz allem Widerstande der Lohnherren geschehen kann, und dann ist sie würkungslos: oder sie wird mit Strenge gehandhabt, und dann schlägt sie am Ende zum Nachtheil derer aus, für deren Vortheil sie berechnet war. Denn so wie es ein würksames Mittel ist, die Erzeugung des Korns zu beschränken, wenn man das Korn an einen Taxpreiß bindet; was würklich die santa camera in Rom vormals that, und der Großherr in Constantinopel noch thut, und wovon die Folge vor Augen liegt; so ist es ein würksames Mittel, die Vermehrung der Arbeiter zu hintertreiben, wenn man die Arbeit einem Taxpreiße unterwirft, und auf die Beobachtung desselben strenge hält. Trift es sich dann, daß der Taxpreiß, seinem Realwerthe nach, das zum Beharrungsstande der Arbeiterklasse erforderliche Minimum kaum erreicht, so kann, trotz aller Nachfrage der Lohnherren, die Anzahl der Arbeiter nicht zunehmen.

Steigt der mittlere Getreidepreiß fortgehend von Jahr zu Jahr, während der Arbeitspreiß, durch eine Lohntaxe bestimmt,

unveränderlich feststeht; so ist es kein Wunder, wenn unter den Landwirthen fortgehend Klagen über Menschenmangel gehört werden. Denn in eben dem Maaße, wie der Getreidepreiß steigt, nimmt der Realwerth des festgesetzten Geldlohnes ab. Und je weiter dieß Mißverhältniß zwischen dem steigenden Getreidepreiße und dem sinkenden Arbeitslohn geht, desto größer wird die Nachfrage nach einer so wohlfeilen Waare, wie Arbeit, um mittelst derselben eine so theure Waare, wie Getreide, zu gewinnen; und desto geringer wird die Anerbietung, für einen immer tiefer sinkenden Lohn zu dienen.

Ist das Landvolk nicht unfrei oder an den Boden von Zwingherren gefesselt; so versuchen besonders die jungen Leute jedes Mittel, um ihre Arbeit, trotz der Lohntaxe, zu dem Werth auszubringen, den sie würklich hat. Sie drängen sich dann nach den Städten, wo Lohntaxe, wenn sie auch gesetzlich statt fände, doch nie befolgt wird. Oder, wer es irgend vermag, erwirbt ein, wenn auch noch so kleines, Stückchen Land, bei dessen Anbau, trotz des Mißverhältnisses zwischen den Kosten und dem Ertrage solcher überkleinen Wirthschaften, seine Arbeit sich doch besser vergilt, als bei dem

Lohn im Dienste eines Andern. Oder sie treiben, was sich irgend von Beschäftigung erfinden läßt, bei der sie mehr erarbeiten können, als beim Dienen.

Wird dem jungen freigebornen Landvolk jeder dieser Auswege, seine Arbeit zu ihrem wahren Werth auszubringen, durch Einführung eines so genannten Dienstzwanges verwehrt, und zugleich die Lohntaxe beibehalten, so ist dieß ganz eigentlich der Fall, dessen am Schlusse der vorhergehenden Nummer gedacht worden ist. Die Waare, genannt Menschenarbeit, wenn sie nicht häufig genug auf einen gewissen Markt kommt, weil sie dort nicht ihren gehörigen Preiß findet, dadurch häufiger dort machen wollen, daß man ihr jeden anderweitigen Absatz benimmt, mag für den Augenblick helfen: auf die Dauer wird unfehlbar dadurch ihre Produktion selbst gehemmt, und folglich ihre Zufuhr nach jenem Markt sowohl, als überall vermindert. Hebt man die Lohntaxe auf, läßt aber den Dienstzwang bestehen; so wird dieser, nachdem er den Preiß der Arbeit mehr oder weniger unter dem wahren Werthe, den die freie Konkurrenz bestimmen würde, niederhält,

statt dem Menschenmangel abzuhelfen, ihn mehr oder weniger vergrößern und verlängern.

Bei den Maaßregeln von Dienstzwang und Lohntaxe will man, scheint es, eine Würkung, deren Ursache man gleichwohl nicht will.

Zweite Abtheilung.

Von den Ursachen und Folgen des Steigens und Fallens des Verlagsprofits.

Hier untersuchen wir nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die Natur des Profits,

woran sich erkennen lasse, wie niedrig oder hoch er jedesmal steht?

was es sei, wodurch sein verschiedner Stand natürlicherweise bestimmt wird?

und betrachten dann die Folgen, die solcher in Hinsicht auf die Nationalwirthschaft nach sich zieht.

Profit ist von dem durch Anwendung eines Verlages hervorgebrachten Einkommen der Theil, der dem Anwender des Verlages zukommt. Hatte der Anwender den Verlag geborgt; so nennen wir gleichwohl das, was ihm zukäme, wenn er solchen nicht geborgt, sondern eigen besessen hätte, seinen Verlagsprofit, ohne darauf zu achten, daß er vielleicht selbst nur den Theil davon so nennt, welcher ihm nach Abzug der für den geborgten Verlag entrichteten Zinsen übrig bleibt.

Die Vorstellung von Profit gewinnt an Klarheit, wenn man, wie schon oben erwähnt worden ist, seinen Betrag, das heißt, die mittelst des Verlages erworbene Summe unterscheidet von seinem Satz, der durch eine Quote des Verlages, oder was einerlei ist, durch Prozente ausgedrückt wird; und wenn man nach seinem verschiednen Betrage den Profit klein oder groß, und nach seinem verschiednen Satze niedrig oder hoch nennt. So z. B. zieht der Landwirth, der mit vier hundert Thalern eine Melioration bewürkt, die ihm jährlich sechszig Thaler abwirft, davon einen fünfmal kleineren, obschon zweimal höheren, Profit, als wenn er mit vier tausend Thalern eine Melioration zu Stande bringt, die sein jährliches Einkommen um drei hundert Thaler vermehrt. Zwar nutzt er seinen Verlag im ersten Fall zu funfzehn Prozent jährlich, und im andern nur zu achtehalb; aber an Wichtigkeit sowohl für ihn selbst, als für das Publikum steht doch jene erstere Melioration dieser letztern weit nach.

Fast jede Verlagsanwendung ist mit Gefahr zufälliger Verluste mehr oder weniger verknüpft. Der übliche Profitsatz, wie tief er auch herabgehen mag, muß allemal doch

einigen Ueberschuß über das enthalten, was zum Ersatz solcher Verluste nöthig ist; sonst hätte der Anwender des Verlages kein Interesse, sich mit dessen Anwendung zu befassen. Dieser Ueberschuß allein ist es, was den reinen oder Nettoprofit ausmacht; von welchem der rohe Profit sich unterscheidet, der außer jenem noch das enthält, was zur Deckung der zufälligen Verluste bestimmt ist. So z. B. muß bei dem Handel mit Galanterie- und Modewaaren, so wie bei dem ihm sehr ähnlichen Buchhandel, in Betracht des vielen Guts, das liegen bleibt, und je länger, je unverkäuflicher wird, der rohe Profit höher seyn, wenn der reine dem in andern Handelszweigen nicht nachstehen soll. Und so muß, wenn bei einem Handel Käufern kreditirt werden muß, unter denen vielleicht von zehn immer einer ausfällt, (wie es vormals bei dem Königsbergschen Manufakturhandel mit den polnischen Juden war) solcher Ausfall natürlich durch die andern neun übertragen, und sonach der rohe Profit verhältnißmäßig höher gestellt werden, weil der reine sonst unter dem in den andern Handelszweigen üblichen Satz zu stehen käme. Die Ungewißheit, ob man überall Käufer finden, und ob man von denen, wel-

chen man Kredit geben muß, zu rechter Zeit die volle Zahlung erhalten werde, ist übrigens beim Handel nicht das einzige Mißliche. Und selbst unter den Fabrikatur- und Produktionsgewerben giebt es viele, die mancherlei Gefahren von Schadensfällen mehr oder weniger ausgesetzt sind, welche durch einen höhern Satz des rohen Profits übertragen werden müssen.

Auszumachen, wie hoch der Profit auch nur an einem einzelnen Ort und um eine bestimmte Zeit stehe, ist keine leichte Aufgabe. So gar die Personen selbst, die dieses oder jenes Gewerbe treiben, können nicht immer sagen, wie hoch ihr jährlicher Profit im Durchschnitt zu stehen kommt. Er wechselt nicht nur mit dem wechselnden Preiße der Waaren, die der Gegenstand ihres Gewerbes sind; sondern auch mit dem guten oder schlechten Glück ihrer Nebenbuhler sowohl, als ihrer Kunden; und mit hundert andern Zufällen, denen Güter bei dem Land- oder Seetransport, oder auch selbst, wenn sie aufgelagert liegen, ausgesetzt sind: und ändert sich sonach nicht nur von Jahr zu Jahr, sondern selbst von Tage zu Tage. Auszumitteln, wie hoch der Profit bei allen den verschiednen Gewerben sei, die unter

einer großen Nation im Gange sind, muß noch viel schwerer halten; und mit einigem Grad von Genauigkeit zu urtheilen, wie hoch er wohl in entfernten Zeiten mag gestanden haben, muß ganz unmöglich seyn.

Aber vermag man gleich auf keine Weise irgend genau zu bestimmen, welchen Stand der Verlagsprofit im Durchschnitt gegenwärtig habe, oder in alten Zeiten gehabt haben mag; so giebt es doch ein Mittel sich einige Vorstellung davon zu machen, wenn man die Geldzinsen mit einander vergleicht. Es kann als Grundsatz gelten, daß, so oft durch den Gebrauch des Geldes viel zu verdienen ist, auch gemeiniglich viel für dessen Gebrauch gegeben werden wird; und wenn wenig damit zu verdienen ist, insgemein weniger dafür wird gegeben werden. Nachdem also der übliche Geldzins in einem Lande wechselt, läßt sich annehmen, daß auch der übliche Verlagsprofit mit wechseln müsse; und sonach steigen werde, wenn jener steigt, und sinken, wenn jener sinkt. Indessen wenn man solchergestalt nach Maaßgabe des verschiedenen Standes der Geldzinsen, über den verschiedenen Stand des Verlagsprofits urtheilen will, sind folgende Cautelen nöthig, die theils den Geldzins selbst, theils dessen

Zusammenhang mit dem Verlagsprofit betreffen.

Nicht die gesetzlich bestimmten, sondern die würklich bezahlten Geldzinsen verschiedner Zeiten und Plätze sind es, deren Verhältniß zu einigem Urtheil über das Verhältniß zwischen den Verlagsprofiten jener Zeiten und Plätze führen kann. Denn von dem gesetzlichen Normalsatz der Zinsen, den menschliche Willkühr festsetzt, kann der jedesmal würkliche Marktsatz derselben, den die Natur der Dinge bestimmt, sehr abweichen. So steht jetzt (1805) bei ziemlich gleicher Sicherheit der würkliche Geldzins viel höher in Südpreußen als in Altostpreußen; obgleich der gesetzliche in beiden Provinzen derselbe ist. Und als das königliche Frankreich im vorigen Jahrhundert, um sich die Bezahlung der Staatsschuld zu erleichtern, mit dem gesetzlichen Zinssatz allerlei Spiel trieb, ihn im Jahr 1720 von fünf Prozent auf zwei herabsetzte, dann 1724 auf $3\frac{1}{3}$, und 1725 wieder auf fünf erhob, dann 1766 auf vier, und einige Jahre nachher abermals auf fünf Prozent bestimmte, kehrte sich der würkliche Zinssatz an das alles nicht, sondern fuhr immer fort, eher über als auf fünf Prozent bei guter Sicherheit zu stehen; in-

dem man da so gut, als in andern Ländern, auf sichern und leichten Wegen das Gesetz zu umgehen wußte. Ueberdem kann es seyn, daß ein Land vielleicht gar keinen gesetzlichen Zinssatz hat; wie z. B. Oestreich neuerlichst bis 1804 keinen hatte, und Frankreich noch jetzt keinen hat: oder daß vollends das Gesetz allen Geldzins untersagt, wie es im Mittelalter nach den Kirchengesetzen in ganz Europa der Fall war, und in den mahomedanischen Ländern noch jetzt ist.

Nächstdem müssen die würklichen Zinssätze, die man aus verschiednen Zeiten und Oertern mit einander vergleicht, wenn man darnach über die verschiednen Profitsätze jener Zeiten und Oerter urtheilen will, sich auf Darlehne von gleicher Sicherheit beziehen. Sicherheit sowohl, was des Schuldners Vermögen oder sein Zahlenkönnen, als was die gerichtliche Nöthigung oder sein Zahlenmüssen betrift. Je größer die Sicherheit ist, desto leichter läßt sich allerdings ihre Gleichheit erkennen. An sich aber kommt es bei jenem Urtheil nicht darauf an, wie groß die Sicherheit, sondern nur daß sie gleich sey. Stände z. B. der kaufmännische Discont zu gleicher Zeit in Berlin ein Prozent monatlich, in Königsberg $1\frac{1}{4}$, in

Memel $1\frac{1}{3}$, in Breslau $1\frac{1}{2}$, und wäre die Gefahr von Verlust für die Gläubiger nicht größer an dem einen, als dem andern dieser Plätze; so bewiese dieser verschiedne Stand der Zinsen wohl einen verschiednen Stand des Profits. Dagegen kann z. B. der hohe Geldzins unter den Mahometanern, so weit er bloß eine Würkung von dem gänzlichen Verbot alles Geldzinses, und von der daraus für den Gläubiger entstehenden Gefahr des Verlustes von Capital und Zinsen ist, einen verhältnißmäßig hohen Satz des reinen Profits nicht beweisen: so wenig als daraus, daß überall in Europa minder sichre und vollends halb bankerotte Leute einen höheren Geldzins geben müssen, folgt, daß sie auch einen höhern Profit mit dem geborgten Gelde machen werden.

Der Geldzins kann nie den reinen Profit übersteigen; sonst würde für den Gebrauch des Geldes mehr bezahlt, als sich damit verdienen läßt: auch kann er ihm nicht gleich stehen; sonst hätte der Borger für seine Mühe nichts. Das Verhältniß aber, in welchem der reine Profit den Geldzins übertrift, scheint nach Maaßgabe, wie jener wechselt, ebenfalls wechseln zu müssen.

In Großbritannien, wenn der Geldzins

vier

vier bis fünf Prozent bei guter Sicherheit ist, gilt doppelter Geldzins für das, was die Kaufleute einen guten, mäßigen, billigen Profit nennen: womit sie wohl weiter nichts sagen wollen, als daß es ein gemeiner und üblicher Profit sey. Auch behauptet einer der berühmtesten Agronomen jenes Landes, ein dortiger Pächter sollte mit seinem Kapital wenigstens zehn Prozent machen; welches grade doppelt soviel, als der gesetzliche Geldzins ist. *)

Steht der ordentliche Satz des reinen Profits auf 8 oder 10 Prozent; so mag billig die Hälfte davon dem Gläubiger, mit dessen Kapital ein Geschäfte betrieben wird, an Zinsen abgegeben werden. Vier bis fünf Prozent mögen in den meisten Gewerben für den Borger, der auf seine Gefahr den Verlag anwendet, und ihn dem Gläubiger gleichsam assecurirt, ein genugsamer Profit an dieser Assecuranz, und zugleich für seine Mühe, den Verlag anzuwenden, eine genugsame Vergeltung seyn. Wäre aber in einem Lande der ordentliche Profitsatz entweder viel nie-

*) (Arthur Young's) General wiew of the agriculture of the county of Suffolk. London 1797. p. 25.

driger als acht oder viel höher als zehn Prozent, so möchte das Verhältniß zwischen ihm und dem Geldzinse wohl nicht dasselbe seyn. In dem ersten Fall, wenn z. B. der reine Profit nur sechs Prozent wäre, könnte die Hälfte davon an Zinsen sich vielleicht nicht erschwingen lassen: in dem andern Fall, wenn der Profitsatz z. B. vierzehn Prozent wäre, könnte wohl mehr als die Hälfte davon an Zinsen abgegeben werden. Sonst kämen für gleiche Mühe und Gefahr dem Borger im ersten Fall nur drei Prozent zu gut, im andern Fall sieben Prozent.

Also nur aus den Verschiedenheiten derjenigen Geldzinsen, die in der That und für gleich sichere Darlehne gezahlt werden, läßt sich auf entsprechende, wiewohl auch nicht proportionale Verschiedenheiten der Verlagsprofite schließen.

Zwar möchte man selbst dagegen noch einwenden, ob nicht, wenn irgend eine Kalamität eintritt, wodurch eine Menge neuer Anleihen nöthig gemacht und folglich die Nachfrage nach Kapitalien schnell vermehrt wird, Geldzins steigen könne, ohne daß der Verlagsprofit steigt. Aber eben die Kalamität, welche einen Theil der Nation in Verlust und Noth setzt, eröfnet einem andern mit

Verlag und Kredit versehnen Theil eine Menge von neuen Erwerbsgelegenheiten. Und indem der höhere Profit, der dann mit Verlag zu machen ist, den Geldzins solcher Darlehne erhöht, die in der Absicht, Profit damit zu machen, gesucht werden, steigt natürlich der Geldzins auch solcher Darlehne, die man aus Noth, um erlittenen Verlust zu ersetzen, oder drückendem Mangel abzuhelfen, aufnimmt. Denn der Gläubiger wird, den Fall der Freundschaft oder des Mitleids ausgenommen, sein Kapital dem, der aus Noth borgt, nicht zu niedrigern Zinsen lassen, als er von dem erhalten kann, der um Gewinns willen borgt.

Statt daß der Arbeitslohn mit dem wachsenden Nationalvermögen steigt, und mit dem abnehmenden sinkt, strebt entgegengesetzterweise der Verlagsprofit zu sinken, wenn das Nationalvermögen wächst, und zu steigen, wenn es abnimmt. Zwischen seinen Aenderungen also und denen des Nationalvermögens findet ein umgekehrtes Verhältniß statt. Dagegen strebt er nach Maaßgabe, wie der Umfang der Erwerbsgelegenheiten für die Nation erweitert oder verengt wird, im ersten Fall zu steigen, im andern zu sinken; folglich mit diesen übereinstimmend, oder in

geradem Verhältnisse sich zu verändern. Und das aus diesen beiden zusammengesetzte Verhältniß ist es eigentlich, was den jedesmaligen Profitsatz überhaupt bestimmt. Wir erklären nun jeden dieser Punkte besonders.*)

Die Zunahme des Verlages, die den Arbeitslohn erhöht, strebt den Profit zu erniedrigen; und zwar auf eine doppelte Weise. Erstens schon dadurch, daß sie den Lohn steigert, dessen Erhöhung allemal auf Kosten des Profits geht; indem was an Lohn mehr gegeben wird, von dem Profit abgerechnet werden muß; so wie dagegen, was an Lohn erspart wird, dem Profit zuwächst. Zweitens dadurch, daß die mit dem zunehmenden Nationalverlage zunehmende Konkurrenz der mehrern und vermögendern Gewerbleute diese nöthigt, sowohl beim Einkauf dessen, was sie für ihre Gewerbe brauchen, höhere Preiße zu zahlen, als auch beim Verkauf dessen, was sie abzusetzen haben, sich mit niedrigern Preißen zu begnügen.

*) Die Formel $p = \frac{g}{v}$ stellt diesen Satz anschaulich dar, wenn man sich unter p den Profit, unter g die Erwerbsgelegenheiten, und unter v den Verlag gedenkt.

Ein erläuterndes Exempel hat man an der bekannten Erfahrung, daß insgemein zu gleicher Zeit, in einer gedeihenden großen Stadt, der Lohn höher und der Profit niedriger ist, als in einem entlegenen Flecken desselben Landes. Woher? Dort können öfters die vielen mit starken Fonds versehnen Gewerbleute nicht so viele Arbeiter bekommen, als sie brauchen; weshalb durch ihren gegenseitigen Ueberbot der Lohn steigt: statt daß, in dem entlegenen Flecken sich oft nicht Verlag genug zur Beschäftigung aller dort vorhandnen Leute findet, die folglich, um Arbeit zu bekommen, einander unterbieten, wodurch der Lohn sinkt. Und dort macht die Menge der Konkurrenten, und die Größe der Fonds, die sie auf jeden Gewerbzweig zu wenden haben, daß sie theurer einkaufen und wohlfeiler verkaufen müssen, wovon in dem Flecken das Gegentheil statt findet. Unfehlbar wird eben die Würkung, die sich an Einem Orte des Landes zeigt, aller Orten mehr oder weniger erfolgen, wenn aller Orten der Nationalverlag während eines beträchtlichen Zeitlaufs anhaltend wächst.

Die Abnahme des Nationalverlages, oder der zur Unterhaltung der Industrie bestimmten Fonds, die den Arbeitslohn erniedrigt,

erhöht den Verlagsprofit. Denn vermöge des niedrigen Arbeitslohnes und der geringeren Konkurrenz beim Einkauf der verschiednen Gewerbmaterialien können die Eigner der in der Nation noch vorhandnen Fonds ihre Waaren wohlfeiler stellen, als vordem; und da weniger Verlag, als vordem, auf Versorgung des Markts mit Waaren angewandt wird; so können sie solche theurer verkaufen. Ihre Waaren kosten ihnen weniger, und sie bekommen dafür mehr. Ihr Profit wächst also an beiden Enden.

Unabhängig von der Zunahme oder Abnahme des Verlages einer Nation kann der Umfang der Gelegenheiten, welche die Nation zur Anwendung desselben hat, erweitert oder vermindert werden: erweitert, entweder durch Gewinnung, sey es eines neuen Gebiets, sey es neuer Zweige des auswärtigen Handels, oder durch Aufhebung bisheriger Hindernisse der inländischen Betriebsamkeit; vermindert, durch entgegengesetzte Ereignisse.

Jede Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten strebt den Profit zu erhöhen, und sonach, wenn er aus andern Ursachen steigt, sein Steigen zu verstärken, und dagegen, wenn er sinkt, sein Sinken zu hemmen.

Im letzten Fall kann sie, wenn sie groß genug ist, manchmal wohl die Würkung haben, daß selbst in einem schnell zu Reichthum fortschreitenden Lande, wo folglich der Profit und mit ihm der Geldzins herabgehen sollte, beide sogar zum Steigen gebracht werden. Denn indem für den ganzen Umfang von Geschäften, der sich den Leuten darstellt, unter welchen der Landesverlag vertheilt ist, dieser nicht hinlangt; so wird er nur den besondern Gewerbzweigen zugewandt, die den höchsten Profit versprechen. Ein Theil des Verlages, der zuvor in andern Gewerben belegt war, wird also diesen nothwendig entzogen, und auf einige der neuen und einträglicheren angelegt. In allen jenen alten Gewerben nimmt folglich die Konkurrenz ab. Der Markt wird daher mit vielen Arten von Waaren minder reichlich als zuvor versorgt. Es steigt sonach mehr oder weniger der Preiß dieser Waaren, und gewährt denen, die damit handthieren, einen höhern Profit: wovon die Folge ist, daß sie auch höhere Zinsen für geborgtes Geld geben können.

Jede, zumal schnelle, Verminderung der Erwerbsgelegenheiten hingegen strebt den Profit zu erniedrigen, und folglich, je nachdem

sie mit einem Sinken oder Steigen desselben zusammentrift, im ersten Fall sein Sinken zu befördern und im andern Fall sein Steigen zu hemmen. Denn indem durch ein solches Ereigniß Kapitalien aus ihren bisherigen Anwendungen weggedrängt werden, und natürlich zunächst in den noch vorhandenen Gewerben unterzukommen suchen, zieht ihre Konkurrenz den Profit herab, bis es den Eignern solcher Kapitalien gelingt, sie entweder im Auslande mit mehr Vortheil anzulegen, oder im Lande selbst neue Gewerbe damit in Gang zu setzen.

Wenn man, nach Maaßgabe der Geldzinsen und der Erwerbsgelegenheiten die Verlagsprofite aus verschiednen Zeiten eines Landes oder aus verschiednen Ländern mit einander vergleicht; so wird man umgekehrt daraus über das wachsende oder abnehmende Vermögen, über die fortschreitende oder rückgängige Wirthschaft solcher Länder urtheilen können;*) zumal wenn man dabei zugleich die verschiednen Sätze des Arbeitslohns mit

*) Aus der vorher angeführten Formel $p = \frac{g}{v}$ folgt, $v = \frac{g}{p}$ welcher Ausdruck den gegenwärtigen Satz und dessen Erläuterungen klärer übersehen läßt.

in Betracht zieht. Zur Probe folgen hier einige Urtheile der Art.

In England, wo noch unter der Königin Elisabeth der gesetzliche Zinssatz auf zehn Prozent bestimmt war, ward er unter Jakob I. auf acht, und nach der Restauration auf sechs, und unter der Königin Anna auf fünf Prozent, wie er noch jetzt steht, herabgesetzt; welches Herabsetzen dem Sinken des würklichen Marktsatzes nachfolgte, nicht vorangìng. Vor dem ersten amerikanischen Kriege (1756) borgte die Regierung zu drei, und jeder Mann von gutem Kredit in London und vielen andern Gegenden des Königreichs zu viertehalb, höchstens fünftehalb Prozent. Da während dieser Periode, von Elisabeths Regierung an, bis auf den erwähnten Zeitpunkt der Umfang der Erwerbsgelegenheiten für England beständig zunahm, der Profit hingegen in den meisten Handels- und Manufakturzweigen sank, auch zugleich der Arbeitslohn immerfort stieg; so folgt aus diesen Symptomen, daß Englands Vermögen und Einkommen in der Zeit nicht nur beständig gewachsen, sondern gleichsam mit beschleunigter Bewegung oder immer schneller und schneller gewachsen seyn muß. Nach dem Frieden von 1763 stieg zwar der Geld-

zins, so daß nicht nur Privatleute vom besten Kredit, sondern selbst einige der größten Compagnien in London zu fünf Prozent borgten. Aber der große Zuwachs, den damals England sowohl an Gebiet, als an Handel in Westindien und Nordamerika gewann, erklärt hinlänglich dieß Phänomen, ohne daß man irgend eine Verminderung des brittischen Verlages annehmen darf, die sich auch in dem damaligen Zustande des Landbaues, der Fabriken und des Handels, troß dem gewaltigen Aufwande, den jener Krieg gekostet hatte, nirgend zeigte. Seit den großen Erweiterungen des brittischen Verkehrs, theils vornehmlich in Indostan, theils selbst in dem seit seiner errungenen Freiheit schneller fortgeschrittnen Nordamerika, ist der Geldzins, vollends bei den enormen Staatsanleihen während des französischen Revolutionskrieges, zwar gestiegen: aber daraus folgt, bei solchen Verkehrserweiterungen und da zugleich der Arbeitslohn immerfort zugenommen hat, noch nicht irgend eine Abnahme des Nationalvermögens.

Dagegen wenn in Bengalen, bald nachdem es unter die Herrschaft der englisch-ostindischen Compagnie zu stehen kam, Geld oftmals zu vierzig, funfzig, wohl gar sech-

zig Prozent, und zwar auf gute Sicherheit, nehmlich gegen Verpfändung der kommenden Ernte, den Landwirthen geliehen ward; so läßt sich aus dem einem solchen Geldzinse entsprechenden Profit, zumal da der Umfang der Erwerbsgelegenheiten durch den Monopolgeist der Compagnien so sehr verengt worden war, und zugleich der Arbeitslohn äußerst niedrig stand, leicht schließen, wie gewaltig in jenem ruinirten Lande der Verlag mußte vermindert worden seyn.

In Nordamerika war vor der Revolution von jeher nicht nur der Arbeitslohn, sondern auch der Geldzins, und folglich der Verlagsprofit höher als in England, und seit jener Epoche sind beide, zumal in den neuerschaffenen Staaten, und vollends nach der Erwerbung von Luisiana, wohl eher gestiegen, als gesunken. Allein hoher Lohn und hoher Profit sind Dinge, die nicht leicht neben einander bestehen, außer unter so besondern Umständen, als neuen Kolonien eigen sind; und auch da nimmt, mit dem anwachsenden Verlage, der Profit natürlich ab; obgleich der Arbeitslohn nicht nothwendig mit dem sinkenden Profit zugleich mitsinkt, sondern dem ungeachtet sich hoch erhalten kann. Denn eine neue Kolonie muß allemal in Verhält-

niß des Umfangs von Boden, den sie bauen soll, mit weniger Verlag, und in Verhältniß der Größe ihres Verlages mit weniger Händen versehen seyn, als andre Länder. Indem nun der vorräthige Verlag bloß auf das fruchtbarste, und am günstigsten, nehmlich nahe dem Seeufer oder den schiffbaren Strömen, gelegene Land angelegt wird, solches Land auch öfters sehr wohlfeil zu haben ist, muß der Profit von dem auf den Ankauf und Anbau solches Landes gewandten Verlage sehr groß seyn und sonach der Geldzins verhältnißmäßig hoch gehen. Auch setzt die, kraft einer so einträglichen Anwendung des Verlages, schnell erfolgende Anhäufung desselben den Kolonisten in den Stand, die Menge seiner Hände geschwinder zu vermehren, als er sie in der neuen Ansiedelung finden kann; daher er denen, die er findet, sehr reichlichen Lohn geben muß. Nachdem die fruchtbarsten und bestgelegenen Ländereyen sämtlich besetzt sind, kann durch den Anbau der an Erdreich und Lage schlechteren nicht mehr so hoher Profit gemacht, also für den solchergestalt angewandten Verlag, wenn er geborgt wird, nicht mehr so hoher Geldzins erschwungen werden. Mit der Zunahme der Bodenkultur und der Bevölkerung und so-

nach des Vermögens nimmt also der Geldzins ab. Aber der Arbeitslohn sinkt nicht mit dem sinkenden Verlagsprofit. Denn der Profit stehe, wie er will; so nimmt doch mit dem Anwachs des Verlages allemal die Nachfrage nach Arbeit zu; (wie theils schon oben erklärt ist, theils ausführlicher an einem andern Orte erklärt werden wird.) Nun aber kann, nachdem der Profit gesunken ist, der Verlag gleichwohl nicht nur fortfahren zu wachsen, sondern sogar weit schneller wachsen als vorher.

Nehmlich ein großer Verlag bei niedrigem Profit wächst insgemein schneller, als ein kleiner Verlag bei hohem Profit; und zwar aus dem Grunde, weil insgemein der Profit nicht in demselben, sondern in einem geringeren Verhältnisse sinkt, als der Verlag wächst. Verdoppelt oder verdreifacht sich der Verlag eines Landes, so sinkt darum der Profit nicht sofort auf die Hälfte oder den dritten Theil seines vorigen Satzes; er geht, wenn er z. B. vorher auf zwölf Prozent stand, nicht sofort auf sechs oder auf vier Prozent herab; sondern hält sich im ersten Fall vielleicht auf zehn, im andern auf acht Prozent: bei welchen Sätzen der Anwachs des Verlages augenscheinlich schneller ist.

Selbst wenn es an Erwerbsgelegenheiten fehlen sollte, würde ein Theil der Kapitalien, auswärts auf Zinsen oder auf Commanditen ausgethan, den Vortheil gewähren, den er daheim nicht schaffen könnte, wie es z. B. mit genuesischen und holländischen Kapitalien der Fall war.

An Menge von unkultivirtem und doch kulturfähigem Boden ist manchen nordamerikanischen Freistaaten Rußland in Ansehung seiner südlichen und südwestlichen Provinzen, zumal der neuen, zum Theil ähnlich: desto unähnlicher dagegen in Hinsicht auf die beschränkte Erwerblichkeit des Bodens, und persönliche Unfreiheit des Landvolks, das ihn bauen soll. Ohne diesen doppelten Unterschied würden die Fortschritte dort nach Verhältniß der Menge und Güte des kulturfähigen Landes nicht minder stark als in jener Gegend der neuen Welt seyn können.

Der übliche Geldzins, der in den ostseeischen Provinzen Rußlands sechs Prozent ist, soll in Astrachan bis dreißig Prozent seyn. Gleiche Sicherheit vorausgesetzt, ergiebt sich hieraus eine große Verschiedenheit des Profits, und sonach des Verhältnisses, welches an jenen Plätzen zwischen der Quan-

tität des vorhandenen Verlages und dem Umfange der vorhandenen Erwerbsgelegenheiten Statt findet. Aber aus dem höhern Profit in Astrachan oder Moskau folgt nicht, daß dort des Verlages an sich, in Vergleich mit der Volksmenge, weniger vorhanden ist; es kann auch seyn, daß der Erwerbsgelegenheiten dort mehr vorhanden sind. Gewiß hat Odessa jetzt mehr Verlag, als vor fünf Jahren; und wenn gleichwohl allda der Geldzins, wie sehr zu vermuthen ist, jetzt höher steht; so rührt dieß daher, daß die Erwerbsgelegenheiten sich stärker als der Verlag vermehrt haben.

Ist doch auch in Danzig seit der preußischen Besitznehmung der Geldzins gestiegen, nicht wegen irgend einer Verminderung des Verlages, (der vielmehr ausnehmend gewachsen ist,) sondern kraft des erweiterten Umfanges der Erwerbsgelegenheiten: deren Mangel vorher, selbst bei geringerem Verlage, den Geldzins nieder hielt.

Und auf ähnliche Art verhält es sich mit dem Steigen des Geldzinses, das seit Süd- und Neuostpreußens Erwerbung sich in dem angrenzenden Altpreußen und Schlesien von Zeit zu Zeit geäußert hat. Es rührte nicht

von einem Geldmangel an sich betrachtet, oder von einer Verminderung des Verlages her, sondern von einer durch den Zuwachs jener Provinzen gewonnenen Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten.

Freilich so stark wie die Erwerbung außereuropäischer Kolonien, von deren Verkehr man zuvor ausgeschlossen war, und fortan alle Nationen ausschließt, auf das Steigen des Profits, und sonach des Geldzinses würken kann, und z. B. in England nach dem Frieden von 1763 würkte, vermag die Erwerbung eines benachbarten Gebiets, mit dem man schon zuvor im Verkehr stand, und auch fortan Fremde verkehren läßt, nicht leicht zu würken. So weit indessen dadurch die Erwerbsgelegenheiten vermehrt werden, strebt der Profit und mit ihm der Geldzins gewiß zu steigen: obgleich aus dem Steigen des Geldzinses, weil es auch von einer Verminderung des Verlages herrühren kann, sich nur in so fern, als man weiß, daß diese letztere Ursache dabei nicht im Spiel ist, auf eine Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten zurückschließen läßt.

Vielleicht daß diese Bemerkungen nicht ohne Werth bei Beurtheilung dessen sind,

was

was mit den würklichen Geldzinsen in manchen der durch den Lüneviller Frieden erweiterten Fürstenländer vorgehen mag.

So ist es mit den Veränderungen des Profits bewandt, die von dem Fortschritt oder Rückgange der Nationalwirthschaft abhängen. Jetzt nur noch von dem dritten Fall, wenn die Wirthschaft einer Nation weder fortschreitet, noch zurückgeht, sondern sich anhaltend gleich bleibt.

In einem Lande, das viele Menschenalter hindurch von äußeren und inneren Kriegen und andern ungewöhnlichen Kalamitäten verschont, und immer gleichförmig fort regiert, allmählich mit seiner Wirthschaft in den Beharrungsstand gekommen wäre, würde der Arbeitslohn niedrig seyn, weil in so langer Zeit die Arbeiter sich genugsam vermehrt haben würden, um durch ihre Konkurrenz den Lohn auf den tiefsten Satz, bei welchem ihr Stamm sich nur noch unvermindert erhalten kann, herabzuziehen. Der Profit aber würde, nach der verschiednen Verfassung solches Landes sehr verschieden stehen.

Gewährte sie dem Gewerbfleiß, zumal der zahlreichsten untern und mittlern Volks-

klasse, keine gehörige Sicherheit; so könnte der Profit und mit ihm der Geldzins sehr hoch seyn. So z. B. ist er es würklich in China, das, gleich dem minder bekannten Japan, sich mit seiner Wirthschaft so ziemlich im Beharrungsstande zu befinden scheint. Indem dort der Officiantendespotismus unter allerlei Justitz- und Polizeivorwand die Eigner kleiner Verlagschaften plündern darf, kann bei solcher Unsicherheit der zahlreichen Gewerbsklassen die Quantität des auf jeden verschiednen Gewerbszweig angelegten Verlages niemals an das reichen, was solcher Zweig, seinem Umfange und seiner Natur nach, sonst wohl in sich aufnehmen möchte. Aus der Unterdrückung der Armen entspringt das Monopol der Reichen, die nun, indem sie den ganzen Gewerbsbetrieb für sich in Beschlag nehmen, freilich hohen Profit zu machen im Stande sind. Auch sollen zwölf Prozent der gemeine Geldzins in China seyn, woraus sich die Höhe des üblichen Profits ergiebt.

Dagegen in einem Lande, das bei einer guten Verfassung die ganze Fülle von Reichthum erworben hätte, deren es nach seiner physischen Beschaffenheit und seiner Lage ge-

gen andre Länder empfänglich wäre; das also nicht weiter fortschreiten könnte, aber auch nicht zurückginge, und sich sonach in seinem natürlichen Beharrungsstande befände, würde beides der Verlagsprofit sowohl als der Arbeitslohn niedrig seyn. Der Arbeitslohn; weil, wenn das Land die ganze Volksmenge besäße, die sein Boden unterhalten oder sein Verlag beschäftigen kann, die Konkurrenz um Arbeit so stark seyn würde, daß sie den Lohn bis auf den bloß zum Beharrungsstande des Arbeiterstammes hinreichenden Satz herabbringen müßte. Der Verlagsprofit; weil, wenn das Land vollauf mit Verlag für alle seine Gewerbe versehen, und daher auf jeden Zweig derselben soviel Verlag angelegt wäre, als dessen Umfang und Natur zuließe, die Konkurrenz der Verleger überall die möglichst größte, und sonach der übliche Profit der möglich tiefste seyn würde.

Aber diesen Grad von Wohlstand, dieß durch die Natur der Dinge bestimmte Maximum von Reichthum, hat noch nie eine Nation erreicht: während freilich jede Nation zu dem Maximum hinstrebt, das sich durch ihre Gesetze und Einrichtungen bestimmt; welches aber sehr tief unter demje-

nigen stehen kann, das für sie, bei andern Gesetzen und Anstalten, vermöge der Beschaffenheit und Lage ihres Landes erreichbar wäre.

Fabrikanten und Kaufleute pflegen, wenn der Profit sinkt, über Verfall ihrer Gewerbe zu klagen; da doch, den Umfang der Erwerbsgelegenheiten im Ganzen unvermindert angenommrn, das Sinken des Profits die natürliche Würkung von dem Flor der Gewerbe, oder davon ist, daß solche mit mehr Verlag als vormals besetzt worden sind.

Wie der Verlag nicht nur zunehmen, sondern auch viel schneller als vorher zunehmen könne, wenn schon, kraft seiner Zunahme, der Profit sinkt, haben wir bereits oben daraus begreiflich gemacht, daß insgemein der Profit nicht in demselben, sondern in einem geringeren Verhältnisse sinkt, als der Verlag wächst. Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Selbst bei einer schnell zu Reichthum fortschreitenden Nation kann der sinkende Verlagsprofit den steigenden Arbeitslohn in dem Preiße vieler Waaren dergestalt vergüten, daß es ihr möglich wird, solche Waaren eben so wohlfeil und selbst noch wohlfeiler zu stellen, als ihre minder

gedeihenden Nachbarn, bei denen der Arbeitslohn niedriger steht.

In der That strebt hoher Profit den Preiß jeder Waare weit mehr zu vertheuern, als hoher Arbeitslohn. Durch einen Aufschlag des Lohnes wird der Waarenpreiß nur so, wie eine Schuld durch einfachen Geldzins vermehrt. Durch einen Aufschlag des Profits aber wird der Waarenpreiß, so wie eine Schuld durch Zinsen von Zinsen vergrößert.

Hier ist ein Exempel von einer Leinenmanufaktur, in welchem angenommen wird, ein Unternehmer lasse gekauften Flachs verspinnen, und setze das Gespinnst an einen zweyten Unternehmer ab, der die Leinwand, welche er daraus weben und bereiten läßt, an einen dritten verkauft. Um wie viel die Leinwand vertheuert werde, wenn der Lohn um zwei Prozent aufschlägt, zeigt die Rechnung unter B; wogegen die Rechnung unter C darlegt, um wie viel die Leinwand theurer wird, wenn man den Profit, der unter A und B zu acht Prozent gerechnet ist, um zwei Prozent höher annimmt.

	A.	B.	C.
Flachs .	1000 Thlr.	1000 Thlr.	1000 Thlr.
Spinnlohn	1000 :	1020 :	1000 :
Summe .	2000 :	2020 :	2000 :
Profit davon .	160 :	$161\frac{3}{5}$:	200 :
Das Garn kostet	2160 :	$2181\frac{3}{5}$:	2200 :
Lohn für Weben und Bleichen	1000 :	1020 :	1000 :
Summe . .	3160 :	$3201\frac{3}{5}$:	3200 :
Profit davon	$252\frac{4}{5}$:	$256\frac{16}{125}$	320 :
Die Leinwand kostet . .	$3412\frac{4}{5}$:	$3457\frac{91}{125}$	3520 :

Statt also, daß der um zwei Prozent aufschlagende Lohn die Leinwand noch nicht um volle 45 Thaler theurer macht, vertheuert der um zwei Prozent höhere Profit sie um $107\frac{1}{5}$ Thaler.

Fabrikunternehmer und Kaufleute klagen sehr über die schlimmen Folgen des hohen Lohns; daß er den Preiß ihrer Güter vertheure, und sonach deren Absatz daheim sowohl als auswärts vermindere. Von den schlimmen Folgen des hohen Profits sagen sie nichts. Sie schweigen über die verderblichen Würkungen ihres eigenen Gewinns, und klagen nur über die Schädlichkeit des Gewinns andrer Leute.

Der ordentliche Satz des reinen Profits und mit ihm zugleich der übliche Marktsatz

des Geldzinses könnte wohl so tief heruntergehen, daß es Niemanden, außer den reichsten Leuten, möglich wäre, von den Zinsen ihres Geldes zu leben. Jeder Eigner eines kleinen oder mittelmäßigen Vermögens, so fern er nicht etwa Gelegenheit hätte einen Theil davon auswärts zu höhern Zinsen auszubringen, würde dann genöthigt seyn, sich mit Anwendung seines Verlages selbst zu befassen. Fast Jedermann müßte ein Gewerbmann seyn, und müßte irgend eine Art von Handthierung treiben. Die Provinz Holland schien vor dem Anfange der traurigen Periode, die sich für sie noch nicht geendigt hat, diesem Zustande sich zu nähern.

Der ordentliche Profitsatz könnte wohl so hoch steigen, daß der Profit denjenigen Bestandtheil, der als Rente dem Grundeigner zu gut kommen sollte, ganz verschlingt, und für die Arbeit, womit die Waaren bereitet und zu Markt gebracht werden, nur den niedrigsten Satz des Lohns übrig läßt, der irgendwo für Arbeit gegeben werden kann, nehmlich den bloßen Unterhalt des Arbeiters allein. Allein höher steigen kann der Profit nicht. Allemal müßte der Arbeiter, so lange er mit seinem Werke beschäftigt war, auf

eine oder die andere Art genährt worden seyn; aber der Grundeigner braucht nicht allemal seine Rente bekommen zu haben. Der Profit bei dem Handel, den die Bedienten der englisch-ostindischen Compagnien treiben, mag von diesem höchsten Satze wohl nicht weit abgehen. Wie viel kann denn an Rente für den Landeigner übrig bleiben, wenn der Pächter oder Wirth das Darlehn, dessen er zum Anbau des Landes bedarf, mit vierzig bis sechzig Prozent verzinsen muß. Da die Errichtung und Unterhaltung der Hauptanstalten, die der Landbau fordert, dem Grundeigner obliegt, und zunächst aus der Rente bestritten oder wieder erstattet werden soll; so muß, je mehr die Rente durch den hohen Profit geschmälert wird, desto mehr die Bodenkultur leiden. Nicht viel besser, als in Bengalen, scheint von dieser Seite betrachtet der Zustand der Dinge in mancher Gegend der Türkei zu seyn.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Von demselben Verfasser erschien im Verlage bei **Leopold Michelsen** in **Leipzig**:

Vermischte Schriften
über
staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände.

Nach dessen Tode herausgegeben
von
H. von Auerswald.

Mit dem Portrait des Verfassers.
8 Bände.

Früherer Ladenpreis
auf Schreibpapier 13 Thlr. 4 Gr.
= Druckpapier . 9 — 20 —

herabgesetzt auf 4 Thl. 12 Gr. und 3 Thlr. —.

1r. 2r Bd. Aufsätze über staatswirthschaftl. Gegenstände.
3r. 4r Bd. Encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit.
5r. 6r Bd. Nachgelassene philosoph. Schriften, mit Vorrede von Herbart.
7r Bd. Hume's politische Versuche.
8r Bd. Kraus Leben, dargestellt v. Joh. Voigt.

Lgr 3 d.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kraus, Christian Jakob, 1753-1807

Staatswirthschaft

Bd.: 1

Breslau 1837

Cam. 87 cd-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10388409-6